Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Fünftes Jahr
1915

BRENNER-JAHRBUCH

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

BRENNER-JAHRBUCH 1915

BRENNER-VERLAG-INNSBRUCK

BRENNER-JAHRBUCH 1915

Als fünfter Jahrgang
der Halbmonatsschrift
DER BRENNER
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Brenner Jahrbuch 1915

Brenner-Verlag / Innsbruck

Inhalt

Seite

Bildnis Georg Trakls 7

Georg Trakl:
Die letzten Gedichte 9

Sören Kierkegaard
Vom Tode 15

Georg Trakl:
Offenbarung und Untergang 56

Rainer Maria Rilke:
Verse 60

Carl Dallago:
Der Anschluß an das Gesetz
(Versuch einer Wiedergabe des Taoteking) 62

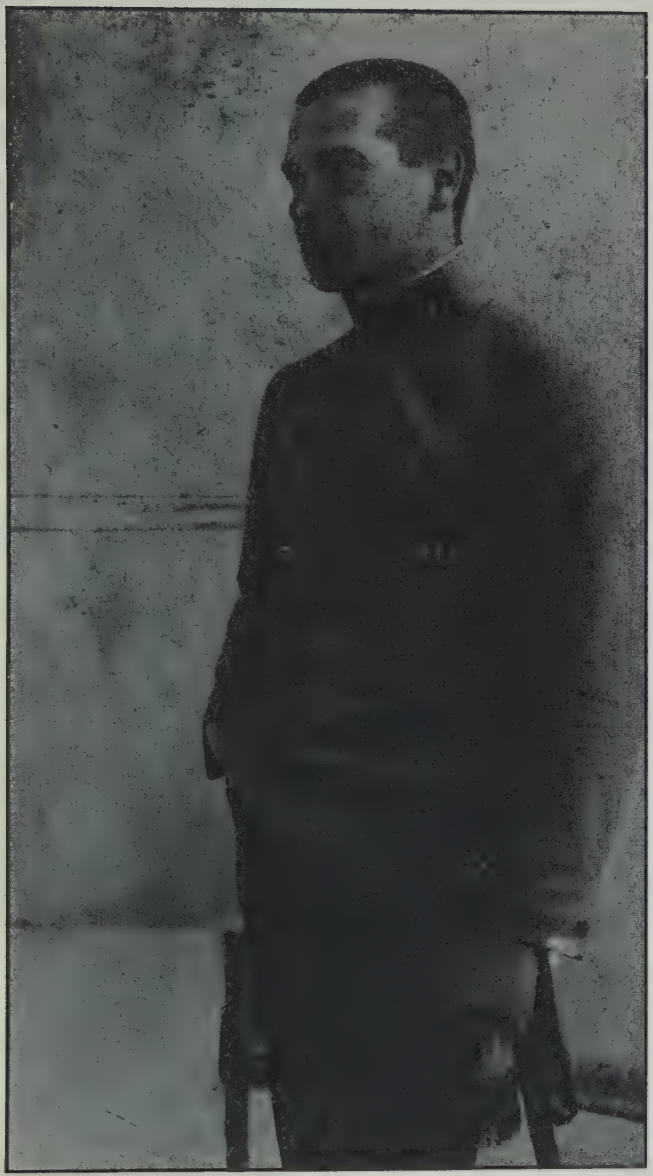
Theodor Haecker:
Der Krieg und die Führer des Geistes 130

* * *

Gefühl in den Augenblicken totenähnlichen Seins: Alle Menſchen ſind der Liebe wert. Erwachend fühlſt du die Bitternis der Welt; darin iſt alle deine ungelöſte Schuld; dein Gedicht eine unvollkommene Sühne.

GEORG TRAKL

geboren am 3. Februar 1887 in Salzburg
geſtorben am 3. November 1914 im Garniſons-Spital Nr. 15 zu Krakau



Georg Trakl: Die letzten Gedichte

Die Schwermut

Gewaltig bist du dunkler Mund
Im Innern, aus Herbstgewölk
Geformte Gestalt,
Goldner Abendstille;
Ein grünlich dämmernder Bergstrom
In zerbrochner Föhren
Schattenbezirk;
Ein Dorf,
Das fromm in braunen Bildern abstirbt.

Da springen die schwarzen Pferde
Auf nebliger Weide.
Ihr Soldaten!
Vom Hügel, wo sterbend die Sonne rollt,
Stürzt das lachende Blut —
Unter Eichen
Sprachlos! O grollende Schwermut
Des Heers; ein strahlender Helm
Sank klirrend von purpurner Stirne.

Herbstesnacht so kühle kommt,
Erglänzt mit Sternen
Ueber zerbrochenem Männergebein
Die stille Mönchin.

(Juni 1914)

Die Heimkehr

Die Kühle dunkler Jahre,
Schmerz und Hoffnung
Bewahrt zyklopisch Gestein,
Menschenleeres Gebirge,
Des Herbstes goldner Odem,
Abendwolke —
Reinheit!

Anschaut aus blauen Augen
Kristallne Kindheit;
Unter dunklen Fichten
Liebe, Hoffnung,
Daß von feurigen Lidern
Tau ins starre Gras tropft —
Unaufhaltsam!

O! Dort der goldene Steg
Zerbrechend im Schnee
Des Abgrunds!
Blaue Kühle
Odmet das nächtige Tal,
Glaube, Hoffnung!
Gegrüßt du einsamer Friedhof!

(Juni 1914)

Klage

Jüngling aus kristallnem Munde
Sank dein goldner Blick ins Tal;
Waldes Woge rot und fahl
In der schwarzen Abendstunde.
Abend schlägt so tiefe Wunde!

Angst! des Todes Traumbeschwerde,
Abgestorben Grab und gar
Schaut aus Baum und Wild das Jahr;
Kahles Feld und Ackererde.
Ruft der Hirt die bange Herde.

Schwester, deine blauen Brauen
Winken leise in der Nacht.
Orgel seufzt und Hölle lacht
Und es faßt das Herz ein Grauen;
Möchte Stern und Engel schauen.

Mutter muß ums Kindlein zagen;
Rot ertönt im Schacht das Erz,
Wollust, Tränen, steinern Schmerz,
Der Titanen dunkle Sagen.
Schwermut! einsam Adler klagen.

(Juli 1914)

Nachtergebung

Mönchin! schließ mich in dein Dunkel,
Ihr Gebirge kühl und blau!
Niederblutet dunkler Tau;
Kreuz ragt steil im Sterngefunkel.

Purpurn brachen Mund und Lüge
In verfallner Kammer kühl;
Scheint noch Lachen, golden Spiel,
Einer Glocke letzte Züge.

Mondeswolke! Schwärzlich fallen
Wilde Früchte nachts vom Baum
Und zum Grabe wird der Raum
Und zum Traum dies Erdenwallen.

(Juli 1914)

Im Osten

Den wilden Orgeln des Wintersturms
Gleicht des Volkes finstrer Zorn,
Die purpurne Woge der Schlacht,
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochnen Brauen, silbernen Armen
Winkt sterbenden Soldaten die Nacht.
Im Schatten der herbstlichen Esche
Seufzen die Geister der Erschlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erschrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

(August 1914)

Klage

Schlaf und Tod, die düstern Adler
Umrauschen nachtlang dieses Haupt:
Des Menschen goldnes Bildnis
Verschlänge die eisige Woge
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen
Zerschellt der purpurne Leib.
Und es klagt die dunkle Stimme
Ueber dem Meer.
Schwester stürmischer Schwermut
Sieh ein ängstlicher Kahn versinkt
Unter Sternen,
Dem schweigenden Antlitz der Nacht.

(September 1914)

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tötlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungebornen Enkel.

(September 1914)

Sören Kierkegaard: Vom Tode

Aus „Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten"

Vorwort

Obgleich dieses kleine Buch (Gelegenheitsreden, wie es heißen könnte, wiewohl es nicht die Gelegenheit hat, die den Redner macht und ihn zur Autorität macht, oder die Gelegenheit, die den Leser macht und diesen zum Lernenden) ohne alle Aufforderung und so in seiner Mangelhaftigkeit ohne alle Entschuldigung ist, ohne allen Beistand der Umstände und so in seiner Ausführlichkeit hilflos, ist es doch nicht ohne Hoffnung und vor allem nicht ohne Freimut. Es sucht jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dankbarkeit meinen Leser nenne, oder es sucht ihn auch nicht. Unwissend um Zeit und Stunde wartet es in Stille, daß jener rechte Leser kommen möge wie der Bräutigam und die Gelegenheit mit sich bringe. Jeder tue das Seine, der Leser also das meiste. Die Bedeutung liegt in der Aneignung. Daher des Buches frohe Hingabe. Hier ist kein weltliches Mein und Dein, das trennt und verbietet sich anzueignen was dem Nächsten gehört. Denn Bewunderung ist doch ein wenig Neid und also ein Mißverständnis, und Tadel in all seiner Berechtigung doch ein wenig Widerstand und also ein Mißverständnis, und Wiedererkennung im Spiegel nur eine flüchtige Bekanntschaft und also ein Mißverständnis, — aber richtig hinzusehen und nicht vergessen zu wollen, was die Ohnmacht des Spiegels nicht zu bewirken vermag: das ist die Aneignung, und die Aneignung ist des Lesers noch größere, ist seine siegreiche Hingebung.

An einem Grab

So ist es denn vorbei! — Und wenn nun der, welcher hier zuerst hintrat ans Grab, weil er der Nächste war, wenn er nach der Rede kurzem Augenblick am Grab der Letzte geblieben ist, ach, weil er der Nächste ist: so ist es vorbei. Ob er hier außen bliebe, er erfährt doch nicht, was der Tote sich vornimmt, denn der Tote ist ein stiller Mann; ob er bekümmert seinen Namen riefe, ob er sorgend sitzen wollte und lauschen, er erfährt doch nichts, denn im Grab ist Schweigen und der Tote ist ein stiller Mann, und ob er erinnernd jeden Tag an das Grab ginge, der Tote erinnert sich nicht seiner —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Nun ist die Rede zu Ende. Nur eine Handlung bleibt zurück: mit drei Spaten Erde den Toten zu weihen, wie alles was von Erde gekommen ist, wieder zu Erde — und nun ist es vorbei.

* * *

Die Rede ohne Vollmacht kann nicht in solcher Weise Ernst machen, kein Toter wartet auf sie, damit alles vorbei sein kann. Aber deshalb kann einer doch auf die Rede achten. Denn der Tod selber hat seinen Ernst; das Ernste liegt nicht in der Begebenheit, nicht im Aeußeren: daß nun wieder ein Mensch tot ist, so wenig wie der Unterschied des Ernstes darin liegt, daß es viele Wagen gab, ja so wenig wie jene milde Stimmung, die nur gut von den Toten reden will, Ernst ist oder auch nur im Entferntesten jenen zufrieden stellen könnte, der ernstlich seinen eigenen

Tod bedenkt. Der Tod gerade kann lehren, daß der Ernst im Inneren liegt, im Gedanken, kann lehren, daß es nur ein Sinnesbetrug ist, wenn leichtsinnig oder schwermütig auf das Aeußere gesehen wird, oder wenn der Betrachter tiefsinnig über dem Gedanken des Todes an seinen eigenen Tod zu denken und ihn zu bedenken vergißt. Will man recht einen Gegenstand für den Ernst nennen, dann nennt man den Tod, und „des Todes ernsten Gedanken"; und doch ist es, als läge hier ein Spaß zu Grunde für den Tod, und dieser Spaß, verschieden in Stimmung und Ausdruck ist das Wesentliche bei jeder Betrachtung des Todes, wo der Betrachter nicht selbst unter vier Augen mit dem Tode bleibt und sich selbst zusammendenkt mit ihm. Ein Heide hat gesagt, daß man den Tod nicht fürchten solle, „denn wenn er ist, bin ich nicht, und wenn ich bin, ist er nicht." Das ist ein Scherz, mit dem der listige Betrachter sich außerhalb stellt; aber selbst wenn der Betrachter die Bilder des Grauens brauchte, um den Tod zu schildern, und eine kranke Einbildung erschreckte, das ist doch nur Scherz, wenn er bloß den Tod denkt, nicht sich selbst im Tode, wenn er ihn denkt als das Los des Geschlechts, aber nicht als das seine. Der Scherz ist, daß jene unerbittliche Macht gleichsam nicht Hand anlegen kann an ihre Beute, daß ein Widerspruch bleibt, daß der Tod gleichsam sich selber zum Narren hält. Denn die Sorge, wenn einer mit ihr den Tod vergleichen will und wenn er sie einen Bogenschützen nennen will, wie der Tod einer ist: die Sorge trifft nicht fehl, denn sie trifft den Lebenden, und wenn sie ihn getroffen hat, dann erst beginnt die Sorge: aber wenn des Todes Pfeil getroffen hat, dann ist es ja vorbei. Und die Krankheit, wenn einer mit ihr den Tod vergleichen will

und wenn er sie eine Schlinge nennen will, wie der Tod eine Schlinge ist, in der das Leben sich fängt: die Krankheit fängt wirklich, und wenn sie den Gesunden gefangen hat, dann beginnt die Krankheit: aber wenn der Tod die Schlinge zusammenzieht, so hat er ja nichts gefangen, denn dann ist es ja vorbei. Doch hier liegt der Ernst, und hierin ist der Ernst des Todes verschieden von dem des Lebens, der so leicht einen Menschen sich selber betrügen läßt. Denn wenn einer seinen Gang geht, gebeugt in Unglück, in Leiden, in Krankheit, in Verkennung, in Dürftigkeit, mit kümmerlichen Aussichten, da schließt er fehl, wenn er geradeswegs schließt, daß er ernst sei; denn Ernst ist nicht die einfache Wiederholung, sondern die veredelte —, hier ist er wieder das Innere und der Gedanke und die Aneignung. Oder wenn einer geschäftig ist in weitläufigen Unternehmungen, vielleicht über Viele zu gebieten hat, vielleicht viele Bücher schreibt, vielleicht hohe Stellungen bekleidet, wenn einer vielleicht viele Kinder hat, oder oft mit dabei sein muß in Lebensgefahr, oder den ernsten Beruf hat, Leichen einzukleiden, so schließt er fehl, wenn er daraus ohne weiteres schließt, daß er ernst sei, denn der Ernst ist im Eindruck, der Ernst gehört dem inneren Menschen, nicht dem Beruf. Der Tod dagegen ist nicht in jenem Sinn eine Wirklichkeit, und wenn man erst tot ist, ist es zu spät mit dem Ernstwerden; und wenn man einen sanften Tod fände, was eine ernstere Zeit als das größte Unglück betrachtete, weshalb auch das alte Gebet davon spricht, was aber eine neuere Zeit für das größte Glück ansieht —, so wäre einem ja geholfen. Des Lebens Ernst ist ernst, und doch gibt es ohne die Veredelung der Bewußtheit keinen Ernst des Aeußeren, hier liegt die Möglichkeit der Täuschung; der Ernst des Todes ist

ohne Betrug, denn es ist nicht der Tod, der ernst ist, sondern der Gedanke an den Tod.

Wenn einer deshalb den Gedanken festhalten will und nicht auf andere Weise sich um die Betrachtung kümmert als indem er an sich selber denkt, so soll auch die unmündige Rede durch ihn eine ernste Sache werden. Sich selbst tot zu denken ist der Ernst; Zeuge zu sein bei eines Andern Tod ist Stimmung. Es ist der leichte Anstrich von Wehmut, wenn der Vorübergehende ein Vater ist, der sein Kind zum letzten Male trägt, da er es zum Grabe trägt; oder wenn der ärmliche Leichenwagen vorüberfährt, und man nichts weiß vom Toten, nur daß er ein Mensch war; es ist Wehmut, wenn Jugend und Gesundheit des Todes Beute werden, wenn viele Jahre danach das Bild der Schönheit auf der verfallenen Erinnerungstafel steht über dem Grab, umwachsen von Unkraut; es ist Ernst in der Stimmung, wenn der Tod hineingriff in die eiteln Geschäfte und nach dem Toren griff, angetan mit dem eitelsten Prunk, nach dem Toren in seinem eitelsten Augenblick; es ist der Seufzer über des Lebens Spott, wenn der Tote das gewisse Versprechen gegeben hatte und ohne Schuld zum Betrüger ward, weil er bloß vergessen hatte, daß der Tod das einzige Gewisse ist; es ist Sehnsucht nach dem Ewigen, wenn der Tod nahm und wieder nahm und nun den letzten Ausgezeichneten nahm, den du kanntest; es ist einer Seelenkrankheit Fieberhitze oder ihr kalter Brand, wenn einer so vertraulich ward mit dem Tod und mit dem Verlust der Nächsten, daß das Leben ihm den Geist verzehrte; es ist das reine Leid, wenn der Tote dir gehörte; es sind der unsterblichen Hoffnung Geburtswehen, wenn es deine Geliebte war; es ist des Ernstes erschütternder Durchbruch, wenn

es dein einziger Führer war und die Einsamkeit dich packte: aber, ob es dein Kind war, ob deine Geliebte, und ob es dein einziger Führer war, es ist doch Stimmung; und ob du gerne selbst in den Tod gehen wolltest für sie, auch das ist Stimmung; und ob du meinst, daß das leichter sei, siehe, auch das ist Stimmung. Der Ernst ist, daß einer den Tod denkt, ihn als sein eigenes Los denkt, und daß er so fertig bringt, was ja der Tod nicht vermag: daß er ist und der Tod auch ist. Denn der Tod ist der Lehrmeister des Ernstes, und daran erkennt man seine ernste Unterweisung, daß er es dem Einzelnen überläßt, sich selber aufzusuchen, um eben dann den Ernst zu lernen, wie er nur gelernt wird im Menschen selbst. Der Tod tut sein Geschäft im Leben, er läuft nicht herum wie in der Vorstellung des Furchtsamen und wetzt die Sense und schreckt Weiber und Kinder, als wäre dies Ernst. Nein, er sagt: Ich bin da, will einer von mir lernen, so komme er zu mir. Nur so beschäftigt der Tod im Ernst, im übrigen nur in Stimmung durch sinnreiche Gedanken, durch seinen Tiefsinn, oder im Scherz in aufgeräumten Einfällen, oder niederbeugend mit tiefem Leid, das doch in seinem leidendsten Ausdruck nicht Ernst ist, denn der Ernst würde gerade lehren, Maß zu halten mit Sorgen und Klagen.

Ein Dichter erzählt von einem Jüngling, der in der Nacht der Jahreswende im Traume als Greis zurücksah auf sein verspieltes Leben; bis er in Angst erwachte am Neujahrsmorgen, nicht bloß zu einem neuen Jahr, sondern zu einem neuen Leben: so wachend den Tod zu denken, zu denken, was ja entscheidender ist, als das Greisenalter, das doch auch seine Zeit hat, zu denken: es war vorbei, daß alles verloren ist mit dem Leben, um nun im Leben

alles zu gewinnen — das ist Ernst. Es war ein Kaiser, der unter Beobachtung aller äußeren Gebräuche sein Begräbnis feiern ließ. Was er tat war vielleicht nur Ausfluß einer Stimmung, aber Zeuge zu sein seines eigenen Todes, Zeuge, wie der Sarg geschlossen wird, Zeuge, wie alles was weltlich und irdisch den Sinn füllt, aufhört im Tode: das ist Ernst. Zu sterben ist ja jedes Menschen Los und so eine gar geringe Kunst, aber gut sterben zu können ist doch die höchste Lebensweisheit. Worin liegt der Unterschied? Darin, daß in dem einen Fall der Ernst der des Todes ist, in dem andern der des Sterbenden. Und die Rede, die den Unterschied macht, kann sich ja nicht an den Toten wenden, sondern nur an den Lebenden.

So soll die Rede handeln von der

Entscheidung des Todes.

Und darin sind wir einig, daß eine fromme Rede niemals zwiespältig sein darf oder uneins mit anderem, als mit dem, was gottlos ist. Wenn also der Arme, der Dienende, der des seltenen Feiertags wenige Stunden sparsam anwenden muß, hinausgeht zu einem Grab, um sich eines Verstorbenen zu erinnern und nun auch seinen eigenen Tod zu bedenken, wenn ein solcher sich helfen muß nach karger Gelegenheit, so daß der Gang hinaus zugleich ein Lebensgenuß wird, daß der Aufenthalt draußen zugleich eine fröhliche und wohltuende Zerstreuung ist nach der vielen Tage Mühe, so daß die Zeit draußen hingeht mit der Freude über die Freiheit und über die Umgebung, als suchte er in einer schönen Gegend Erfrischung, als wäre der Gang bloß zur Lust und zu vereinter Freude, — da sind wir einig, daß ein solcher Mensch in seiner Einfalt die Gegensätze schön vereint (was nach der Weisen Wort die

höchste Schwierigkeit ist), daß sein Erinnern dem Verstorbenen teuer ist, mit Freude angenommen im Himmel, und daß sein Ernst gleich preisenswert ist, Gott ebenso wohlgefällig, ihm selbst ebenso dienlich wie der Ernst dessen, der mit seltenen Gaben Tag und Nacht anwandte, um des Todes ernsten Gedanken einzuüben in seinem Leben, so daß er nun innehielt und wieder innehielt, um eitlem Tun zu entsagen, nun angefeuert ward und wieder angefeuert, zu eilen auf dem Weg des Guten, nun sich der Schwatzhaftigkeit und der Betriebsamkeit im Leben entwöhnte, um Weisheit in Stille zu lernen, nun lernte, nicht zu schaudern vor Gespenstern und menschlichen Erfindungen, sondern vor der Verantwortung des Todes, nun, nicht die zu fürchten, die den Leib totschlagen, sondern sich zu fürchten vor sich selbst und davor, sein Leben zu haben in der Eitelkeit, im Augenblick, in der Einbildung. Wir wollen ihn preisen, daß er herrlich die ihm vergönnten Gaben gebrauchte; wenn er dagegen von dem täglichen, herrlichen Tun sich einen Feiertag machte, um mit Lust den Gedanken zu genießen, daß er besser sei, als der Einfältige, der weder solche Zeit noch solche Gabe hatte, Gott wohlgefälliger, als täte Gott eitel Unrecht und weigerte dem Einen Zeit und Talent, also des Glückes Gabe, als machte er dann wieder, wie Menschen zuweilen in Gedankenlosigkeit grausam handeln, den Mangel zu einer Schuld: ach, welcher Unterschied zwischen seinem seltenen Feiertag und dem des Einfältigen, wenn jener alles verspielt, und der Einfältige alles gewinnt! Nein, aller Vergleich ist doch nur Spaß, und ein eitler Vergleich ein sorgenvoller Spaß. Hätte auch jener Begünstigte lange Zeit, der Ernst und der Tod würden ihn doch lehren, daß er keine zu verspielen habe, noch weniger,

alles zu verspielen. Sollte dagegen einer hurtig fertig geworden sein auch mit dem Gedanken des Todes, wie mit allen andern Gedanken, und vornehm vielleicht sich sorgen, daß in diesem armseligen und einförmigen Leben nicht genug zu denken übrig bleibe für einen solchen hurtigen Denker, da sind wir einig, daß dies das Eigentümliche ist bei jedem Gegenstand, wenn er es für eine fromme Betrachtung wird, daß dem Einfältigen sofort zum richtigen Verständnis verholfen wird, und daß der meist Begabte freudig ein ganzes Leben anwendet, wenn er auch gesteht, daß er weder alles ganz verstanden, noch ganz in Vollkommenheit den Gedanken eingeübt habe in seinem Leben. Denn der, welcher ohne Gott ist in der Welt, er wird wohl rasch seiner selbst überdrüssig und drückt dies vornehm so aus, daß er des ganzen Lebens überdrüssig sei, aber wer in Einigkeit ist mit Gott, er lebt ja zusammen mit Dem, dessen Gegenwart selbst dem Unbedeutendsten unendliche Bedeutung gibt.

Ueber die Entscheidung des Todes muß nun zuerst gesagt werden, daß sie *entscheidend* ist. Die Wiederholung des Wortes ist das Bezeichnende und die Wiederholung selbst erinnert daran, wie wortknapp der Tod ist. Es gibt manche andere Entscheidung im Leben, aber nur eine so entscheidende, wie die des Todes. Denn alle Kräfte des Lebens vermögen nicht der Zeit Widerstand zu leisten, sie reißt sie mit sich, selbst die Erinnerung ist in der Zeit. Und der Lebende hat es nicht in seiner Macht, die Zeit aufzuhalten, Ruhe zu finden außerhalb der Zeit in einem vollkommenen Abschluß, im Abschluß der Freude, als gäbe es kein Morgen, im Abschluß des Leids, als könnte es nicht um einen Tropfen noch bitterer werden, im Abschluß

der Betrachtung, als wäre die Meinung ganz aus und nicht die Betrachtung wieder ein Teil der Meinung, im Abſchluß der Rechenſchaft, als zöge der Augenblick der Rechenſchaft ſich nicht auch ſeine Verantwortung zu. Der Tod dagegen hat dieſe Macht; er pfuſcht nicht drauf los, als bliebe doch noch ein wenig übrig, er jagt nicht nach der Entſcheidung, wie der Lebende es tut, er macht Ernſt damit. Wenn er kommt, heißt es: bis hierher, nicht einen Schritt weiter; dann iſt abgeſchloſſen, nicht ein Buchſtabe wird hinzugefügt; ſo iſt die Meinung aus, nicht ein Laut mehr ſoll gehört werden— ſo iſt es vorbei. Iſt es unmöglich, alle die unzähligen Ausſagen der Lebenden über das Leben in einer einzigen zu einen, alle die Toten einigen ſich in einer Ausſage, in einer einzigen für den Lebenden: ſteh ſtille. Iſt es unmöglich, alle die unzähligen Ausſagen der Lebenden über ihres Lebens Streben in einer einzigen zu einen, alle die Toten einigen ſich in einer, in einer einzigen: jetzt iſts vorbei.

Das vermag der Tod. Er iſt auch nicht ein unerfahrener Jüngling, der die Senſe nicht zu gebrauchen verſteht, daß einer ihn verblüffen könnte. Hab' einer welche Vorſtellung er will, eine eingebildete oder eine wahre, von ſeinem Leben, von ſeiner Wichtigkeit für alle, von ſeiner Wichtigkeit für ſich ſelber: der Tod hat keine Vorſtellung davon und achtet nicht auf ſolche Vorſtellungen. Sollte einer müde ſein der Wiederholung, dann wohl der Tod, der alles geſehen hat und wieder und wieder dasſelbe. Selbſt den in Jahrhunderten ſeltenen Tod hat er viele Male geſehen, dagegen hat niemals ein Sterbender den Tod die Farbe wechſeln ſehen, ihn erſchüttert geſehen beim Anblick, die Senſe zittern ſehen in ſeiner Hand, die Spur einer Mienen-

veränderung bemerkt in seinem ruhigen Antlitz. Und der Tod ist auch nicht ein alter Mann geworden, der geschwächt vom Alter unsicher schwankte, der nicht genau weiß, wieviel die Uhr geschlagen hat, oder mitleidig ward aus Schwachheit. O, wenn einer sich rühmen darf, unverändert zu sein, dann wohl der Tod: er wird nicht bleicher und nicht älter.

Doch soll die Rede ja nicht den Tod lobpreisen, so wenig wie sie die Phantasie in Bewegung setzen soll. Daß der Tod es abmachen kann, ist gewiß, aber die Aufforderung des Ernstes an den Lebenden ist, es zu denken, zu denken, daß es vorbei ist, daß eine Zeit kommt, da es vorbei ist. Das ist schwierig; denn selbst im Augenblick des Todes scheint es ja wohl dem Sterbenden, daß er noch einige Zeit zu leben haben könnte, und man fürchtet sogar, ihm zu sagen, daß es vorbei ist. Und nun der Lebende! So lange er vielleicht in Gesundheit lebt, in Jugend, in Glück, in Macht — gesichert also, ja, gut gesichert, wenn er sich nicht einschließen will mit dem Gedanken des Todes, der ihm erklärt, daß diese Sicherheit Betrug ist. Es gibt einen Trost, einen falschen Schmeichler, einen heuchlerischen Betrüger, der heißt: Aufschub. Aber er wird selten bei seinem rechten Namen genannt, denn selbst wenn man ihn nennen will, schleicht er sich noch ein in das Wort, und das Wort wird ein wenig milder, und der gemilderte Name ist ja auch ein Aufschub. Jedoch ist keiner, der so den Ekel lehren kann vor dem Schmeichler und den Betrüger zu durchschauen vermag wie des Todes ernster Gedanke. Denn Tod und Aufschub vertragen sich nicht; sie sind Todfeinde, aber der Ernste weiß, daß der Tod der Stärkere ist.

So ist es vorbei. Ob es das Kind war mit der Forderung auf das ganze Leben, ob es vor sich hinweinte — jetzt ist's

vorbei, nicht ein Augenblick wird zugestanden. Ob es der Jüngling war mit seinen schönen Hoffnungen, ob er für sich bat bloß um einer einzigen Erfüllung — jetzt ists vorbei, nicht ein Heller für seine Forderung ans Leben wird bezahlt. Ob ein Weniges mangelte an des Mannes ruhmreichem Werk, und ob es einer Welt Wunderwerk war, und ob die ganze Menschheit es mißverstehen würde, weil der Schluß fehlte — jetzt ists vorbei, die Arbeit nicht vollendet. Ob es ein einziges Wort war, das ihm ein Leben bedeutet hatte, ob er ein ganzes Leben geben wollte, um es sagen zu dürfen, — jetzt ists vorbei, das Wort blieb ungesagt.

So ist es mit der Entscheidung des Todes vorbei, es ist Ruhe; nichts, nichts stört den Toten; ob jenes kleine Wort, ob jener mangelnde Augenblick den Todeskampf unruhig machten, es stört den Toten nicht mehr; ob die Verschweigung jenes kleinen Wortes vieler Lebenden Leben störte, ob jenes rätselvolle Werk wieder und wieder den Forscher beschäftigte: den Toten stört es nicht. So ist die Entscheidung des Todes wie eine Nacht, die Nacht, die kommt, da man nicht arbeiten kann; und so hat man den Tod eine Nacht genannt, und die Vorstellung noch milder gemacht, indem man ihn einen Schlaf nannte. Und es soll ja Ruhe geben dem Lebenden, wenn er schlaflos vergebens den Schlaf sucht auf dem Nachtlager, wenn er sich selber fliehend vergebens ein Versteck sucht, wo das Bewußtsein ihn nicht entdeckt, wenn der Geplagte müde an Leib und Seele vergebens eine Stellung sucht, die Linderung gibt, da er nicht stille stehen kann vor der Unrast des Schmerzes und nicht gehen vor Müdigkeit: es soll Ruhe geben, zu denken, daß es doch eine Stellung gibt, in welcher der

Angeſtrengte die Ruhe findet, ein Lager, wo er ſtille ruht, ein Schlaf, der ihn nicht flieht, ein Verſteck, wo das Bewußtſein draußen ſteht, wo ſelbſt die Erinnerung draußen bleibt wie ein Windhauch in den Zweigen, einen Teppich, den der ſtille Mann nicht abwirft, unter dem er ruhig ſchläft! Es ſoll Ruhe geben, wenn einer in der Jugend ſchon müde geworden iſt und nur mit der Schwermut umgeht, zu bedenken, daß er im Schoß der Erde ruhig und geborgen liegt, es ſoll Ruhe geben, dieſen Troſt zu bedenken und ihn ſo zu denken, daß der Ewige ſchließlich allein der Unglücklichſte wird, der wie eine Wiegenfrau nicht ſchlafen darf, während alle wir andern doch einſchlummern dürfen!

Indeſſen, das iſt Stimmung, und den Tod ſo zu denken iſt nicht Ernſt. Es iſt die Ausflucht der Schwermut, ſich aus dem Leben nach dem Tode zu ſehnen, und es iſt Aufruhr, ihn nicht fürchten zu wollen; es iſt die Schlauheit der Schwermut, nicht verſtehen zu wollen, daß es anderes zu fürchten gibt als das Leben, und daß deshalb eine andere Weisheit gefunden werden muß, die tröſten ſoll, als der Schlaf des Todes. Gewiß: iſt es Schwachheit, den Tod zu fürchten —, dann iſt es ein aufgeſchminkter Mut, der ſich einbildet den Tod nicht zu fürchten, wenn doch derſelbe Menſch das Leben fürchtet; es iſt die Schwachheit, die zu Bett will, der weibiſche Troſt, einzuſchlafen, weibiſch durch den Schlaf dem Leiden entgehen zu wollen.

Ja gewiß iſt der Tod ein Schlaf, und ſo wollen wir von jedem ſagen, der im Tode ruht, daß er ſchlafe, wir wollen ſagen, daß eine ſtille Nacht über ihm ſchatte, und daß nichts ihren Frieden ſtöre. Aber iſt denn kein Unterſchied zwiſchen Leben und Tod; und der Lebende, der ſeinen eigenen

Tod bedenkt, er betrachte es anders. Wenn du ſelber es wäreſt, und du der Lebende, der es ſähe! Wer im Tode ſchläft, deſſen Wange rötet ſich nicht, wie die des Kindes im Schlafe; er ſammelt nicht neue Kraft, wie der Mann, der geſtärkt wird, der Traum beſucht ihn nicht freundlich, wie er den Greis beſucht im Schlafe! Wenn einer im Leben einen Fall ſieht, der dem Tode gleicht, was tut er dann? Er ruft den Ohnmächtigen an, weil ihm graut vor dieſem Zuſtand, wenn der Lebende ausſieht wie ein Toter. Iſt es denn ein Troſt, daß einer den Toten deshalb nicht anruft, weil es doch nichts helfen kann? Aber du biſt ja nicht tot, und will die Schwermut dich ſtärken mit Ohnmacht, die den einzigen Troſt im Todesſchlafe findet: dann rufe, dann ſchreie dich an, tu für dich ſelbſt, was du für jeden andern tun würdeſt, und ſuche nicht betrügeriſchen Troſt im Wunſche, daß es vorbei ſein möge! Es habe einer welche er will, eine eingebildete oder wahre Vorſtellung von der Merkwürdigkeit ſeiner Leiden: ach, wenn einer müde ſein müßte, müde der Wiederholung der Klageſchreie, dann wohl der Tod; ſelbſt den in Jahrhunderten durch ſein Leiden ſeltenen Unglücklichen, ſelbſt deſſen Klageſchrei hat der Tod viele Male gehört, aber keiner, keiner hat davon vernommen, daß er den Tod bewogen habe, raſcher zu kommen! Und wenn ſein Schrei ihn bewegen könnte — iſt es denn wirklich ſeine Meinung, oder iſt es nicht eher der Widerſpruch, daß er doch nicht kommt, weil er ruft, der des Trotzes Selbſtgefühl ſtärkt, der Widerſpruch, der dem Furchtſamen hilft, das Spiel des Mutes mit dem Schrecklichen zu ſpielen — wenn ſein Schrei und ſeine Sehnſucht den Tod bewegten, ob ein Menſch da nicht ſich ſelber betrog, wenn wir auch einen Augenblick die Verantwortung vergeſſen wollen, die allzeit

bleibt? Was verschaffte die Linderung, war es dies, daß es vorbei war, oder nicht vielmehr die Vorstellung davon, die ja noch in der Macht der Schwermut, also in der Macht des Lebenden war — eine Zerstreuung, eine Spielerei! Wer in den Tod schläft, der rührt sich nicht, und wenn auch des Sarges Kleid sich nicht knapp um ihn schlösse — er rührt sich doch nicht; er wird zu Staub. Und der Gedanke daran, daß es vorbei ist, der in der vorwitzigen Vorstellung schwermütig der trotzigen Ohnmacht Erquickung brachte, oder tändelnd in Wehmut linderte, der ist ja bei dem Toten gar nicht. Er hat also keine Freude daran, daß es vorbei ist: Warum wünschte er es dann so sehr? Welch ein Widerspruch! Also sag einer, daß es ein großer Trost sei, in der Erde zu verfaulen! Aber weiß einer anderes vom Tode, dann weiß er auch anderes zu fürchten als das Leben.

Der Ernst versteht nun dasselbe vom Tod, aber er versteht es anders. Er versteht, daß es vorbei ist. Ob dieses sich, gemildert in Stimmung. so ausdrücken läßt, daß der Tod eine Nacht sei, ein Schlaf, beschäftigt ihn minder. Der Ernst verspielt nicht viel Zeit mit Rätselraten, er sitzt nicht in Betrachtungen versunken, er umschreibt nicht die Ausdrücke, er bedenkt nicht das Sinnreiche der Bildersprache, er macht keine Abhandlung, sondern er handelt. Ist es gewiß, daß der Tod da ist, wie er ist; ist es gewiß, daß es mit seiner Entscheidung vorbei ist; ist es gewiß, daß der Tod selbst sich niemals darauf einläßt, eine Erklärung zu geben: nun wohl, da gilt es, sich selber zu verstehen, und des Ernstes Verständnis ist, daß, ist der Tod die Nacht, so ist das Leben der Tag, kann nicht gearbeitet werden in der Nacht, so kann man arbeiten am Tag; und des Ernstes kurzer aber anfeuernder Ruf, gleich dem kurzen des Todes, ist: heute noch.

Denn der Tod im Ernſt gibt Lebenskraft, wie nichts anderes, er macht wachſam, wie nichts anderes. Auf den ſinnlichen Menſchen wirkt der Tod ſo, daß er ſagt: Laßt uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir tot; aber das iſt der Sinnlichkeit feige Lebensluſt, jene verächtliche Ordnung der Dinge, wo man lebt, um zu eſſen und zu trinken, nicht ißt und trinkt, um zu leben. Im tieferen Menſchen wirkt die Vorſtellung des Todes vielleicht die Ohnmacht, ſo daß er gebrochen in Schwermut ermattet; aber der Ernſte gibt dem Gedanken des Todes die rechte Fahrt im Leben und das rechte Ziel, nach dem er die Fahrt richtet. Und keine Bogenſehne kann ſo geſpannt werden und vermag dem Pfeile ſolche Schnelle zu geben, wie der Gedanke des Todes den Lebenden vorwärtszuſchnellen vermag, wenn der Ernſt ihn anſpannt. Da ergreift der Ernſt das Gegenwärtige noch heute, verſchmäht keine Aufgabe als zu gering, läßt ſich keine Zeit entwinden als zu kurz, arbeitet aus äußerſten Kräften, wenn er auch noch ſo willig iſt, über ſich ſelbſt zu lächeln, wenn ſeine Anſtrengung Verdienſt vor Gott ſein ſollte, und willig in Ohnmacht zu verſtehen, daß ein Menſch nichts iſt, und daß der, welcher aus äußerſten Kräften arbeitet, nur umſomehr Gelegenheit bekommt, über Gott zu ſtaunen. Die Zeit iſt ja auch ein Gut. Vermöchte ein Menſch in der äußeren Welt eine Teuerung zu bewirken, ja, da hätte er es geſchäftig; denn der Kaufmann ſagt ja richtig, daß wohl die Ware ihren Preis hat, aber der Preis hängt doch ſo ſehr von den vorteilhaften Zeitverhältniſſen ab — und wenn nun eine Teuerung iſt, da verdient der Kaufmann. In der äußeren Welt vermag ein Menſch dies nun vielleicht nicht, aber in der Welt des Geiſtes vermag es Jeder. Der Tod bewirkt ja ſelbſt Teue-

rung der Zeit im Verhältnis zum Sterblichen; wer hat nicht gehört, wie ein Tag, zuweilen eine Stunde, hinaufgeschraubt wurde im Preis, wenn der Sterbende mit dem Tode feilschte; wer hat nicht gehört, wie ein Tag, zuweilen eine Stunde, unendlichen Wert bekam, weil der Tod die Zeit kostbar machte! Das vermag der Tod, aber der Ernste vermag mit dem Gedanken des Todes Teuerung zu bewirken, so daß das Jahr und der Tag unendlichen Wert bekommen — und wenn teuere Zeit ist, dann verdient ja der Kaufmann, indem er die Zeit gebraucht. Wenn aber die bürgerliche Sicherheit in Gefahr ist, so hebt der Kaufmann den Gewinst nicht gleichgiltig auf, sondern er wacht über seinem Schatz, daß Diebeshand nicht einbrechen und ihn ihm nehmen soll: ach, der Tod ist ja auch wie ein Dieb in der Nacht.

Und wenn der Gedanke des Todes einen Menschen besucht und ihn nicht wirken läßt, wenn er sich einlistet und die Lebenskraft betört in schwärmerischem Traum; wenn des Todes Mißmut ihm das Leben zur Eitelkeit machen will; wenn jene Verführerin, die Wehmut, ihn umschließt; wenn die Vorstellung, als sei alles vorbei, ihn betäuben will im Schlafe der Schwermut; wenn er hinsiecht in der Geistesabwesenheit Spiel mit dem Sinnbild des Todes: da gebe er nicht dem Tod die Schuld, denn all dies ist ja nicht der Tod. Aber er sage zu sich selber: meine Seele ist in gefahrvoller Stimmung, und bleibt das so, dann ist eine Feindschaft in ihr gegen mich, welche die Uebermacht erlangen kann. Da fliehe er nicht den Tod, als bestände darin die Heilung. Weit gefehlt. Er sage: ich will des Todes ernsten Gedanken rufen. Und der hilft ihm. Denn der Ernst des Todes hat dazu geholfen, eine letzte Stunde unendlich bedeutungsvoll zu machen wie in Zeiten der Teuerung, wach-

sam, als langten Diebeshände nach ihm. So lasse man den Tod seine Macht behalten, „daß es vorbei ist", aber das Leben auch sein Recht, zu arbeiten, während es Tag ist. Der Wankelmütige ist bloß ein Zeuge des beständigen Grenzstreites zwischen Leben und Tod, sein Leben nur die Angabe des Zweifels über die Verhältnisse, seines Lebens Ausgang eine Täuschung, aber der Ernste hat Freundschaft geschlossen mit den streitenden Mächten, und sein Leben hat in des Todes ernstem Gedanken den treuesten Verbündeten. Gilt auch für alle Toten diese Gleichheit, daß es jetzt vorbei ist, ein Unterschied ist doch, und er schreit zum Himmel, dieser Unterschied, der Unterschied nämlich: was für ein Leben es war, das nun mit dem Tode vorbei ist. So ist es also doch nicht vorbei, und trotz aller Schrecken des Todes, nein, unterstützt von des Todes ernstem Gedanken sagt der Ernste: es ist nicht vorbei. Aber versucht ihn diese lichte Aussicht, späht er danach wieder bloß im Dämmerlicht der Betrachtung, entfernt sie ihn von der Aufgabe, wird die Zeit nicht Zeit der Teuerung, dünkt ihm der Besitz sicher; da ist er wieder nicht ernst. Sagt der Tod: vielleicht heute noch; so sagt der Ernst: das sei nun vielleicht noch heute oder nicht, ich sage: heute noch. —

Von der Entscheidung des Todes muß weiter gesagt werden, daß sie unbestimmbar ist. Hiemit ist nichts gesagt, aber so muß es auch sein, wenn die Rede um ein Rätsel geht. Wohl macht der Tod nämlich alle gleich, aber wenn er eine Gleichheit im Nichts ist, in der Vernichtung, so ist ja die Gleichheit selbst unbestimmbar. Soll man deutlicher reden von dieser Gleichheit, so kann es nur geschehen, indem man die Verschiedenheiten des Lebens aufzählt und

diese in der Gleichheit des Todes negiert. Hier, im Grabe, sind das Kind und der eine Welt umschuf gleich unwirksam; hier ist der Reiche so arm wie der Arme, die Armut bettelt nicht, der Reiche hat nichts abzugeben, der Genügsamste und der Unmäßigste brauchen gleich wenig; hier hört man nicht des Herrschers Stimme, und nicht der Unterdrückten Schrei; hier sind der Uebermütige und der Gekränkte gleich ohnmächtig; hier liegen sie Grab an Grab und dulden einander, die die Feindschaft trennte durch eine Welt; hier liegt der Schöne und hier der Elende, aber die Schönheit trennt sie nicht; hier liegen sie beide, der nach dem Tode spähte wie nach einem verborgenen Schatz, und der vergessen hatte, daß der Tod da ist, aber der Unterschied ist nicht zu entdecken.

So ist die Entscheidung des Todes durch ihre Gleichheit wie der leere Raum und wie eine Stille, in der kein Laut tönt, oder milder, wie eine Stille, die nichts stört. Und in diesem stillen Reiche herrscht der Tod. Wiewohl einer gegen alle die Lebenden, ist er doch mächtig, sie sich zu unterwerfen und Stille zu gebieten. Hab einer welche Vorstellung er will von seinem Leben, ja selbst von seiner Bedeutung für die Ewigkeit, er redet sich nicht los vom Tode, er macht nicht den Uebergang zum Ewigen in der Rede Lauf und im selben Atemzug: sie haben alle erst schweigen gemußt. Und vereinte sich auch Geschlecht mit Geschlecht zu gemeinsamer Tat, und vergäße der Einzelne sich selbst und fände sich so sicher im Versteck der Menge: siehe, der Tod nimmt jeden für sich — und er wird still. Wäre auch des Lebenden Verschiedenheit so groß, wie einer sie denken mag, der Tod macht ihn gleich mit dem, der unkenntlich war durch seine Verschiedenheit. Denn der Spiegel des Lebens gibt wohl zu-

weilen dem Eitlen mit schmeichelnder Treue seine Verschiedenheit wider, aber des Todes Spiegel schmeichelt nicht, seine Treue zeigt alle eins, sie gleichen einander alle, wenn der Tod mit seinem Spiegel geprüft hat, ob der Tote schweigt.

So ist die Entscheidung des Todes unbestimmbar in Gleichheit, denn die Gleichheit ist in der Vernichtung. Und daran zu denken soll Ruhe geben dem Lebenden. Wenn der Geist, müde der Unterschiede, die dauern und dauern und niemals aufhören, stolz sich zurückzieht in sich selbst und Groll anhäuft im Trotz der Ohnmacht, daß er der Lebenskraft der Unterschiede nicht Einhalt zu tun vermag: da soll es Ruhe geben zu bedenken, daß der Tod diese Macht hat, da soll diese Vorstellung jener Vernichtung Begeisterung anschüren zu einer Glut, in der das Leben sich steigern will. — Wenn der Elende seufzt in seinem Winkel, weil das Leben ihm Unrecht tat, wie eine Stiefmutter, wenn er mißgestaltet nicht einmal wagen darf sich zu zeigen, weil selbst der beste Mensch unwillkürlich lächelt über seinen qualvollen, ach, und doch lächerlichen Jammer, wenn er abgesondert und abgeschlossen nicht liebt, weil keiner bei ihm das Gleiche findet, das er selbst vergebens bei andern sucht: da soll es des verborgenen Harmes Brand lindern wie kühler Schnee, zu bedenken, daß der Tod alle gleich macht. — Wenn der Gekränkte sich windet unter dem Unrecht des Mächtigen, und der Haß in Ohnmacht an der Rache verzweifelt: da soll es der willkommene Trost sein, der nächstens die Lust des Lebens wieder herbeiruft, daß der Tod sie alle gleich macht. — Wenn der durch Wünsche Verzärtelte unwirksam sitzt und mit des Wunsches hohen Vorstellungen von sich selber spielt, aber nur andere streben und das Große erreichen sieht, wenn

der Ungeduld Leidenschaft den Atem des Verzärtelten schwer macht: da soll es lindern, soll wieder Luft geben, zu bedenken, daß der Tod einen Strich macht durch das Ganze und alle gleich macht. — Wenn der Verlierende wohl verstand, daß der Streit nun vorbei sei und er der Schwächere, aber zugleich versteht, daß es doch nicht vorbei ist, daß seine Niederlage dem Sieger des Glückes Fahrt gab, daß sein Leiden durch die Folgen der Niederlage täglich, aber ferner und ferner der Bericht ist von des Andern Steigen in der Ferne: da soll es lindern zu bedenken, daß der Tod ihn einholt und den Unterschied zunichte macht. — Wenn Krankheit der tägliche Gast wird und die Zeit hingeht, der Freude Zeit, wenn selbst die Nächsten des Leidenden müde werden und manch ein ungeduldiges Wort verwundet, wenn der Leidende selbst fühlt, daß seine Gegenwart nur störend ist für die Frohen, wenn er ferne sitzen muß, fern vom Tanz: da soll es lindern, zu bedenken, daß der Tod doch auch ihn einlädt zum Tanz und daß in diesem Tanz alle gleich werden.

Jedoch das ist Stimmung; und eigentlich ist es Feigheit, die durch eine Fälschung in dichterischer Gestalt sich besser dünken will, wiewohl sie doch im Wesen ebenso erbärmlich ist. Denn wenn der Einfältige vielleicht nicht imstand ist, diese Art Stimmung zu fassen, — ist diese Vornehmheit denn an und für sich ein entscheidender Wert, ist sie nicht entscheidend nur, weil sie die Verantwortung größer macht?! Es ist der Schwermut feige Lust, sich im Leeren betäuben zu wollen und in dieser Betäubung die letzte Zerstreuung zu suchen; es ist Neid im Aufruhr gegen Gott Schaden an seiner Seele nehmen zu wollen, verwundet von der Verschiedenheit; es ist Selbstbezichtigung, ohnmächtig hassen zu

wollen, die verrät, daß man bloß der Macht ermangelt, da man den fürchterlichen Mißbrauch mit der Ohnmacht treibt; es ist ein verächtlicher Weg zu unbefugter Klage über das Leben, daß man bloß wünschen will, und dann klagen, weil man nicht wurde was man sich wünschte, niemals zu anderem tauglich werden als zum Wünschen, und endlich jämmerlich genug alles weg zu wünschen: es ist selbstplagerische Ausdauer des Ueberwundenen, nichts Höheres verstehen zu wollen als den Streit zwischen Mein und Dein und beider Untergang; es ist eine noch furchtbarere Krankheit, nicht fassen zu wollen, was für einen Arzt der Kranke nötig hat. Wahrlich, ist es feige und wollüstige Weichlichkeit, nicht einmal im Gedanken den begünstigenden Unterschied aufgeben zu können und sein Leben in ihm verloren zu haben, so ist es ein aufgeschminkter Mut, der sich an der Vorstellung von der Gleichheit des Todes versuchen will, wenn doch derselbe Mensch unter des Lebens Unterschieden seufzt und stöhnt.

Und wenn das wirklich die Meinung eines Menschen wäre — sollte es nicht der Widerspruch sein, daß er noch lebte, der das Lockmittel zu dem vermessenen Wagestück war, sich so trösten zu wollen mit der Gleichheit des Todes; ob wohl seine Vorstellung vom Tode Stich hielt im Tode selbst, dann also, wenn die Lust des Denkens nicht mehr die Leidenschaft reizte? Der Tote hat ja den Unterschied vergessen; und wenn er auch ein ganzes Leben hindurch sich vornahm, seiner zu gedenken, um die Freude zu haben, ihn einem andern im Tode genommen zu sehen, im Tod ist ja dieser Gedanke nicht bei ihm, selbst wenn wir einen Augenblick die Verantwortung vergessen wollen, die auf ihn wartet. Es ist die Lüge und der Betrug in

dem vermessenen Trotz, der sich mit dem Tod verschwören will gegen das Leben. Es wird vergessen, daß der Tod der Stärkere ist, vergessen, daß er ohne Vorliebe ist, daß er keinen Bund schließt mit irgend einem, so daß dieser im Tod einen Freipaß bekäme und Zeit und Gelegenheit, die Lust der Vernichtung zu genießen. Nur wenn des Lebenden Vorstellung wie im Märchen umgeht im stillen Reich der Toten, wie eine Gauklerin der Tod selber ist, und vor sich selbst verschwindet im Tod; nur wenn des Lebenden Vorstellung den Tod nachäfft, den Beneideten zum Stelldichein lädt, ihn all seiner Herrlichkeit entkleidet und sich an seiner Ohnmacht weidet; nur wenn die Vorstellung zwischen den Gräbern umgeht, vermessen den Spaten in die Erde senkt und den Frieden der Toten kränkt mit der Lust ihres Trotzes, daß des einen Entseelten Leichnam aussehe genau wie der des Andern — nur dann ist es Linderung.

Aber all dies ist nicht Ernst; und ist sein Wesen auch noch so finster, und ist die Lust auch noch so düster, deshalb ist es doch nicht Ernst. Denn der Ernst spielt nicht Versteck, sondern ist versöhnt mit dem Leben und weiß den Tod zu fürchten.

Der Ernst versteht nun dasselbe vom Tod, aber er versteht es anders. Er versteht, daß der Tod alle gleich macht; und das hat er schon lange verstanden, weil der Ernst gelernt hat vor Gott die Gleichheit zu suchen, in der alle gleich sein können. Und in diesem Streben entdeckt der Ernste einen Unterschied, den seiner selbst nämlich von dem Ziel, das ihm gesetzt ist, und entdeckt, daß am allerfernsten von diesem Ziel ein Zustand wäre, wie ihn die Gleichheit des Todes ausdrückt. Aber jedes Mal, wenn die irdische Verschiedenheit ihn versuchen will, aufhalten will,

tritt der ernste Gedanke von des Todes Gleichheit dazwischen und feuert ihn wieder an. Wie kein böser Geist den heiligen Namen nennen darf, so schaudert jeder gute Geist vor dem Leeren, vor der Gleichheit der Vernichtung, und dieser Schauder, der schöpferisch ist im Leben der Natur, ist anfeuernd im Leben des Geistes. Wie oft lehrte nicht schon die Gleichheit der Vernichtung, wenn der Tod zu einem Menschen kam, diesen sich die schwerste Verschiedenheit zurückzuwünschen, die letzte Bedingung wünschenswert zu finden, nun da des Todes Bedingung die einzige war! Und so hat des Todes ernster Gedanke den Lebenden gelehrt, die schwerste Verschiedenheit mit der Gleichheit vor Gott zu durchdringen. Und kein Vergleich hat die vorwärtstreibende Macht, und gibt dem Hastenden so sicher die wahre Richtung, wie wenn der Lebende sich vergleicht mit der Gleichheit des Todes. Und ist von allen Vergleichen der der eitelste, wenn ein Mensch jeden andern verschmäht um sich mit sich selbst in Selbstzufriedenheit zu vergleichen, ja stand vielleicht nie ein eitles Weib so eitel vor der Bewunderung seiner Umgebung, wie da es einsam vor dem Spiegel stand: o, so ist kein Vergleich so ernst wie der eines Menschen, welcher einsam sich mit der Gleichheit des Todes verglich. Einsam; denn das ist es ja wozu ihn die Gleichheit des Todes macht, wenn das Grab geschlossen ist, wenn die Türe geschlossen ist vor dem Friedhof, wenn die Nacht herniederfällt, und er einsam liegt fern von aller Teilnahme, unkenntlich, in der Gestalt, die nur Grauen wecken kann, einsam draußen, wo der Toten Menge nicht eine Gesellschaft bildet. Der Tod hat vermocht, Throne umzustürzen und Fürstentümer, aber der ernste Gedanke des Todes hat das ebenso Große vollbracht: hat

dem Ernſten geholfen, der meiſt begünſtigten Verſchiedenheit die demütige Gleichheit vor Gott zu unterlegen und hat ihm geholfen, ſich emporzuheben über die ſchwerſte niederdrückendſte Verſchiedenheit durch die demütige Gleichheit vor Gott.

Und wenn eines Menſchen Seele irre geht in der Begünſtigung und wenn er kaum ſich ſelber wiedererkennen kann vor Herrlichkeit, da macht der ernſte Gedanke von des Todes Gleichheit ihn auf eine andere Weiſe unkenntlich, und er lernt ſich ſelber erkennen und erkannt ſein zu wollen vor Gott. Oder wenn ſeine Seele ſeufzt in der ſchweren Beſchränkung der Leiden, der Widerwärtigkeiten, der Kränkungen, der Schwermut, ach, und es ſcheint ihm, daß die Beſchränkung lebenslänglich ſein werde, wenn auch der Verſucher kommt in ſein Haus, er, der Verſucher, den man in ſeinem eigenen Innern hat, und der betrügeriſch Grüße von Andern bringt und wenn der ihm erſt der Andern Glück vorgaukelt bis er mißmutig wird und jener ihn nun aufzurichten verſpricht: da gebe er ſich ihm nicht hin in Stimmung. Er ſage: ſolches iſt Aufruhr gegen Gott und eine Feindſchaft wider mich ſelber; und dann ſage er: ich will den ernſten Gedanken des Todes anrufen. Und der hilft ihm, die Verſchiedenheit zu überwinden, die Gleichheit vor Gott zu finden, dieſe Gleichheit ausdrücken zu wollen. Denn des Todes Gleichheit iſt furchtbar dadurch, daß nichts ihr widerſtehen kann (wie troſtlos!). Aber die Gleichheit vor Gott iſt ſelig dadurch, daß nichts ſie verhindern kann, wenn der Menſch nicht ſelbſt es will. Und iſt dann die Verſchiedenheit des Lebens ſo groß? Denn er nehme den Frohen, er laſſe ihn ſich freuen über ſein Glück, wenn er, der Unglückliche, ſich wieder freute über Jenes Glück, da waren ſie

ja beide froh! Er nehme den Ausgezeichneten, er lasse ihn sich freuen über seinen Vorzug, wenn er, der Gekränkte, die Beleidigung vergessen hatte, und nun das Vorzügliche an jenem sah, war der Unterschied so groß? Er nehme den Jüngling, er lasse ihn vorwärts eilen mit der Zuversicht der Hoffnung, wenn er, wiewohl enttäuscht vom Leben, vielleicht sogar im Geheimen ihn unterstützte, war da der Unterschied so groß? Glück und Ehre und Reichtum und Schönheit und Macht, sie sind es ja, die den Unterschied ausmachen, aber wenn der Unterschied nur der war, daß des Einen Glück und Ehre und Reichtum und Schönheit und Macht eine Freilandspflanze war, des Andern eine Grabesblume, gehegt in der Selbstverleugnung geheiligter Erde: ist der Unterschied so groß? Sie sind ja beide glücklich und geehrt und reich und schön und mächtig! Wie schwer auch der Unterschied war, der ernste Gedanke an die Gleichheit des Todes half doch wie eine strenge Erziehung dazu, allen weltlichen Vergleich zu verschmähen, die Vernichtung als das noch Schrecklichere zu verstehen und die Gleichheit vor Gott suchen zu wollen.

Des Todes Gleichheit bekam nicht Macht, ihn mit ihren Zaubermitteln zu verlocken; es ist ja auch keine Zeit dazu. Denn wie die Entscheidung des Todes unbestimmbar ist durch die Gleichheit, so ist sie ebenso unbestimmbar durch die Ungleichheit. Wer hat nicht oft die Rede gehört, daß der Tod keinen Unterschied macht, daß er nicht Stand und nicht Alter kennt; wer hat es nicht selbst oft überlegt, wenn er die verschiedensten Verhältnisse der Lebenden nannte und nun den Tod in ein Verhältnis zu ihnen denken wollte, daß er dieses so bestimmen mußte, daß der Tod seine Beute ebenso gut hier wie dort suchen könne —, ebenso

gut, weil keine Rücksicht genommen wird, während aller Unterschied gerade darin liegt, daß man Rücksicht nimmt. So ist er unbestimmbar durch seine Ungleichheit. Er eilt dem Leben fast voraus und das Kind wird totgeboren, er läßt den Greis warten von Jahr zu Jahr; glaubt man sich in Frieden und Sicherheit, so steht er über Einem, und in der Lebensgefahr sucht man ihn zuweilen vergebens, während er den findet, der sich abseits versteckt; wenn die Kästen voll sind und Vorrat ist für ein ganzes Leben, kommt der Tod und fordert des Reichen Seele, wenn Mangel ist, bleibt er weg; wenn der Hungrige bekümmert sorgt, was er morgen essen werde, kommt der Tod und nimmt die Nahrungssorgen von ihm, wenn der Lüsterne im Ueberdruß sich darum kümmert, was er morgen essen soll, kommt richtend der Tod und macht die Bekümmerung überflüssig.

So ist der Tod unbestimmbar: das einzige Gewisse, und das Einzige, worüber nichts gewiß ist. Diese Vorstellung lockt den Gedanken hinaus in den Wechsel des Unbestimmbaren, um sich in diesem Schaudern zu versuchen wie in einem Spiel, um dieses wunderliche Rätsel zu erraten, um sich in der Plötzlichkeit unerklärliches Verschwinden und unerklärliches Hervorbrechen zu versenken. Es soll lindernd sein über diesen Treff nachzudenken, dieses Gleich und Ungleich, dieses geahnte Gesetz im Gesetzlosen, das ist und das nicht ist, sich zu allem Lebenden verhält, aber unbestimmbar ist in jedem seinem Verhältnis. Wenn die Seele müde wird des Zwangs und der Gebundenheit, des bestimmbaren und wieder bestimmbaren, knappen, täglichen Maßes, und des Bewußtseins davon, daß mehr und mehr versäumt wird; wenn die Willenskraft ausgedient hat, und der Markloſe wie Zunder wird; wenn die Neugierde, des Lebens müde,

eine reichere Aufgabe sucht für die Neugierde: da soll es unterhaltend sein, die Unbestimmbarkeit des Todes zu bedenken, und lindernd, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Nun verwundert man sich über einen Todesfall, nun über einen andern, nun redet man sich wirr in allgemeinen Ausdrücken von dem, was sich der allgemeinen Bestimmung entzieht, nun ist man in einer Stimmung, nun in einer andern, nun wehmütig, nun unerschrocken, nun spottend, nun knüpft man den Tod an den glücklichsten Augenblick als das größte Glück, nun als das größte Unglück, nun wünscht man sich einen raschen Tod, nun einen langsamen, nun zankt man sich müde, welcher Tod doch der wünschenswerteste sei, nun wird man überdrüssig der ganzen Ueberlegung, vergißt den Tod, bis das Rad der Betrachtung wieder in Bewegung gesetzt wird und man der Betrachtung Einzelheiten zusammenschart in neuen Verbindungen zu neuem Staunen — ach ja, bis der Gedanke an den eigenen Tod im Nebel verdunstet vor den Augen, und das Gedenken des eigenen Todes für das Ohr zum unbestimmten Brausen wird. Dies ist die Linderung der Vertrautheit in der Betrachtung des Abgestumpften, daß es nun einmal so ist, in der erhebenden unpersönlichen Vergeßlichkeit, die sich selbst vergißt über dem Ganzen, oder besser sich selber in Gedankenlosigkeit, wodurch der eigene Tod ein schnurriger Zufall wird unter den mannigfachen unberechenbaren Zufällen, und die Langeweile eine Vorbereitung, die des eigenen Todes Uebergang milde macht.

Aber selbst wenn ein solches Leben das Wunder des Todes bedenkend alle möglichen Stimmungen durchliefe, ist die Betrachtung deshalb Ernst? Endet der Stimmungen Weitläufigkeit immer im Ernst, sollte der Beginn des Ernstes

nicht eher sein, jene Weitläufigkeit zu verhindern, in welcher der Betrachtende sein Leben versäumt und dem gleich wird, der dem Spiel verfällt, wenn er grübelt und grübelt und von den Zahlen träumt in der Nacht, anstatt zu arbeiten am Tag! Der, welcher den Tod so betrachtet, ist ein Betäubter in Hinsicht auf sein geistiges Leben; er schwächt sein Bewußtsein, so daß es den ernsten Eindruck des Unerklärlichen nicht aushalten kann und nicht im Ernst sich unter den Eindruck beugt, aber dann auch das Rätsel bezwingt. Ja gewiß ist der Tod ein wunderbares Rätsel, aber nur der Ernst kann es bestimmen. Woher kommt wohl jene Verwirrung der Gedankenlosigkeit, wenn nicht daher, daß der Gedanke des Einzelnen sich betrachtend hinauswagt in das Leben, das ganze Dasein überschauen will, jenes Spiel der Kräfte, das nur Gott im Himmel ruhig betrachten kann, weil er in seiner Vorsehung es beherrscht mit seinem weisen und allgegenwärtigen Willen, das aber den Geist eines Menschen schwächt, ihn schwachsinnig macht, ihm unzeitige Sorge bereitet, und mit traurigem Trost stärkt. Unzeitige Sorge nämlich in Stimmung, weil er sich um so vieles bekümmert, traurigen Trost nämlich in Abspannung und Schlaffheit, wenn seine Betrachtung so viele Eingänge und Ausgänge hat, daß sie schließlich ein Irrweg wird. Und wenn dann der Tod kommt, betrügt er doch den Betrachter, weil alle Betrachtung der Erklärung nicht um einen Schritt näher kam, sondern ihn nur um das Leben betrog.

Der Ernst versteht dasselbe vom Tod, daß er unbestimmbar ist durch die Ungleichheit, daß kein Alter, kein Umstand, und kein Lebensverhältnis vor ihm sicher machen, aber danach versteht der Ernste es anders und versteht sich selber. Sieh, die Axt liegt schon an der Wurzel des Baumes, jeder Baum,

der nicht gute Frucht trägt, soll umgehauen werden — nein, jeder Baum soll umgehauen werden, auch der, welcher gute Frucht trägt. Das Gewisse ist, daß die Axt an der Wurzel des Baumes liegt; und wenn einer auch nicht bemerkt, daß der Tod über sein Grab geht und daß die Axt sich bewegt, die Ungewißheit ist doch in jedem Augenblick da, das Ungewisse, wann der Hieb fällt — und der Baum. Aber wenn er gefallen ist, da ist es entschieden —, ob der Baum gute Frucht trug oder schlechte Frucht.

Der Ernste betrachtet sich selber; ist er jung, da lehrt ihn der Gedanke an den Tod, daß hier ein junger Mensch seine Beute wird, wenn er heute kommt, aber er schwatzt nicht in allgemeinen Redensarten von der Jugend als der Beute des Todes. Der Ernste betrachtet sich selber, er weiß also, wie der beschaffen ist, der hier die Beute des Todes werden würde, wenn er heute käme; er bedenkt sein eigenes Tun und weiß also, welches Tun hier abgebrochen würde, wenn der Tod heute käme. So hört das Spiel auf, so ist das Rätsel bestimmt. Die allgemeine Betrachtung des Todes verwirrt nur den Gedanken, ebenso wie wenn man im Abstrakten erfahren will. Die Gewißheit des Todes ist der Ernst, seine Ungewißheit ist die Unterweisung, die Einübung des Ernstes; der Ernste ist der, welcher durch die Ungewißheit erzogen wird zum Ernst, kraft der Gewißheit. Wie lernt ein Mensch Ernst? Vielleicht dadurch, daß ein Ernster ihm etwas vorsagt, daß er dies nun lernen könnte? Keineswegs. Der Lernende bekümmert sich (denn ohne Bekümmerung kein Lernender) um den einen oder andern Gegenstand mit seiner ganzen Seele; und die Gewißheit des Todes ist ja ein Gegenstand der Bekümmerung. Nun wendet sich der Bekümmerte an den Lehrer des Ernstes; und das

ist ja der Tod, nicht ein Schreckbild, außer für die Einbildung. Der Lernende will nun dieses oder jenes, er will es so machen und unter diesen Voraussetzungen: „und nicht wahr, so glückt es.“ Aber der Ernste antwortet gar nichts, und endlich sagt er, doch ohne zu spotten, mit der Ruhe des Ernstes: „ja, das ist möglich.“ Der Lernende wird bereits etwas ungeduldig; er entwirft einen neuen Plan, verändert die Voraussetzungen, und schließt seine Rede auf eine noch eindringlichere Weise. Aber der Ernste schweigt, sieht ruhig auf ihn und sagt endlich: „ja, das ist möglich.“ Nun wird der Lernende leidenschaftlich, er greift zu Bitten, oder wenn er so ausgerüstet ist, zu hinterlistigen Gedankenwendungen, ja, er beleidigt vielleicht sogar den Ernsten, und wird selbst ganz verwirrt, und alles scheint Verwirrung um ihn; aber da er mit diesen Waffen und in diesem Zustand auf den Ernsten einstürmt, muß er dessen unveränderten, ruhigen Blick aushalten und sich in sein Schweigen finden, denn der Ernste sieht bloß auf ihn und sagt endlich: „ja, das ist möglich.“ So mit dem Tod. Die Gewißheit ist das Unveränderliche, und die Ungewißheit ist das kurze Wort: es ist möglich; und jede Bedingung, die des Todes Gewißheit zu einer bedingten Gewißheit für den Wünschenden machen will, jede Uebereinkunft, die des Todes Gewißheit zu einer bedingten Gewißheit für den Beschließenden machen will, jede Abrede, die des Todes Gewißheit nach Zeit und Stunde für den Handelnden bestimmen will, jede Bedingung, jede Uebereinkunft, jede Abrede scheitern an diesem Wort; und alle Leidenschaftlichkeit und alle Schlauheit und allen Trotz macht dieses Wort ohnmächtig, bis der Lernende in sich selber geht. Aber darin liegt der Ernst, und dazu wollten die Gewißheit und die Ungewißheit dem Lernenden

verhelfen. Bekommt die Gewißheit das Recht dazustehen für was sie gerade kann, für eine allgemeine Ueberschrift über das Leben, nicht wie es mit Hilfe der Ungewißheit geschieht, wie die Aufforderung zur Anwendung auf das Einzelne und Tägliche, so wird der Ernst nicht gelernt. Die Ungewißheit tritt hinzu und zeigt beständig, wie der Lehrer auf den Gegenstand der Lehre, und sagt zu dem Lernenden: gib wohl acht auf die Gewißheit: so entsteht der Ernst. Und kein Lehrer vermag so den Schüler zu lehren acht zu geben auf das, was gesagt wird, wie die Ungewißheit des Todes, wenn sie auf des Todes Gewißheit zeigt; und kein Lehrer vermag so des Schülers Gedanken gesammelt zu halten auf der Unterweisung einzigen Gegenstand, wie der Gedanke von der Ungewißheit des Todes, wenn er den Gedanken an des Todes Gewißheit einübt.

Die Gewißheit des Todes bestimmt den Lernenden ein-für allemal im Ernst, aber des Todes Ungewißheit ist die tägliche, oder doch die häufige, oder doch die nötige Aufsicht, die über dem Ernste wacht: erst das ist Ernst. Und keine Aufsicht ist so genau, nicht des Vaters über das Kind, nicht des Lehrers über den Schüler, ja nicht des Gefangenenwärters über den Gefangenen; und keine Aufsicht so veredelnd wie die Ungewißheit des Todes, wenn sie die Anwendung der Zeit und die Beschaffenheit des Tuns prüft, des Beschließenden oder des Handelnden, des Jünglings oder des Greises, des Mannes oder des Weibes. Denn mit Rücksicht auf wohl angewandte Zeit ist es im Verhältnis zum Abbruch durch den Tod nicht wesentlich, ob die Zeit lang oder kurz war; und mit Rücksicht auf das wesentliche Tun ist es im Verhältnis zum Abbruch durch den Tod nicht wesentlich, ob es fertig oder nur begonnen wurde. Mit

Rücksicht auf das Zufällige ist die Länge der Zeit bestimmend, wie, um das Glück zu nennen: das Ende erst entscheidet, ob einer glücklich gewesen ist. Im Verhältnis zur zufälligen Tat, die im Aeußeren ist, ist es wesentlich, daß das Werk fertig wird. Aber die wesentliche Tat wird nicht wesentlich durch die Zeit und das Aeußere bestimmt, insoweit der Tod der Abbruch ist. So wird der Ernst der, jeden Tag zu leben, als wäre er der letzte und zugleich der erste in einem langen Leben; und die Tat zu wählen, die nicht davon abhängig ist, ob ein Menschenalter vergönnt wird, sie gut zu vollenden, oder nur eine kurze Zeit, sie gut begonnen zu haben.

Endlich muß man von der Entscheidung des Todes sagen, daß sie unerklärlich ist. Ob nämlich die Menschen eine Erklärung finden — der Tod selbst erklärt nichts. Denn wenn einer ihn mit dem Auge erblicken könnte, den bleichen, freudelosen Schnitter, wie er müßig steht, sich stützend auf die Sense, und er zu ihm hingehen wollte, es sei nun, daß er meinte, sein Ueberdruß am Leben müßte ihn bei ihm einschmeicheln oder seine brennende Sehnsucht nach dem Ewigen könnte ihn rühren, wenn er ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte: erkläre dich, bloß ein Wort — glaubst du, er antwortete? Ich denke, er merkte es nicht einmal, daß einer ihm die Hand auf die Schulter legte und zu ihm redete. Oder wenn der Tod käme, ach, so gelegen, ach, wie der größte Wohltäter, wie ein Retter, wenn er käme und einen Menschen davor rettete sich die Schuld zuzuziehen, die nicht bereut wird im Leben, weil die Schuld ein Ende macht dem Leben; wenn jener Unglückliche dem Tode danken wollte, daß er ihm das Gesuchte brachte und ihn hinderte schuldig zu werden, glaubt einer,

er verstände ihn? Ich denke, er hörte nicht einmal ein Wort von dem, was er sagte; denn er erklärt nichts. Ob er als die größte Wohltat kommt oder als das größte Unglück, ob er mit Jubel begrüßt wird oder mit verzweifeltem Widerstand, davon weiß der Tod nichts, er ist der Uebergang; vom Verhältnis weiß er nichts, gar nichts.

Diese Unerklärlichkeit drängt ja nach einer Erklärung. Aber darin liegt der Ernst, daß die Erklärung nicht den Tod erklärt, sondern offenbart, wie der Erklärende in seinem innersten Wesen beschaffen ist. Ernste Mahnung, langsam zu sein im Reden! Muß man auch lächeln, wenn man sieht, wie die Gedankenlosigkeit mit der Hand den grübelnden Kopf stützt, der die Erklärung ergründen soll; muß man auch wieder lächeln, wenn der Denker dann herausrückt mit seiner Erklärung; oder wenn, wie auf ein allgemeines Aufgebot selbst die leichtfertigsten Denker im Vorübergehen mit einem Einfall bereit sind, mit einer Bemerkung als Erklärung, die seltene Gelegenheit benützend, da ja für alle der Tod ein unerklärliches Rätsel ist: ach, der richtende Ernst über solches Benehmen ist, daß der Erklärende sich selber angibt, verrät, wie gedankenlos, wie töricht sein Leben ist. Deshalb ist Zurückhaltung mit der Erklärung bereits ein Zeichen von etwas Ernst, der doch versteht, daß der Tod, gerade weil er Nichts ist, nicht so etwas ist, wie eine wunderliche Inschrift, die jeder Vorübergehende suchen und lesen soll, oder wie eine Merkwürdigkeit, welche jeder gesehen haben, worüber jeder eine Meinung haben muß. Das Entscheidende bei der Erklärung, das, was verhindert, daß das Nichts des Todes nicht die Erklärung zu nichts mache, ist, daß sie rückwirkende Kraft und dadurch Wirklichkeit im Leben des Lebendigen bekommt, so daß ihm der

Tod zum Lehrer wird und nicht verräterisch ihm zu einer Selbstbezichtigung hilft, die den Erklärer angibt als einen Toren.

Als das Unerklärliche kann ja der Tod scheinen Alles und Nichts zu sein, und die Erklärung scheint zu sein, dieses in einem Wort auszusagen. Eine solche Erklärung gibt ein Leben an, das sich begnügend mit dem Gegenwärtigen gegen den Einfluß des Todes sich wehrt durch eine Stimmung, die sie im Gleichgewicht der Unentschiedenheit hält. Der Tod bekommt nicht Macht, ein solches Leben zu stören, erhält wohl Einfluß, aber nicht rückwirkende Kraft ein solches Leben umzubilden. Die Erklärung wechselt nicht in verschiedenen Stimmungen, aber der Tod wird in jedem Augenblick außerhalb des Lebens in das Gleichgewicht der Unentschiedenheit geführt, das ihn im Abstand hält. Und der höchste Mut des Heidentums war es, wenn der Weise (dessen Ernst gerade darin seinen Ausdruck fand, daß er sich mit der Erklärung nicht beeilte) mit dem Gedanken des Todes so zu leben vermochte, daß er diesen Gedanken jeden Augenblick in seinem Leben durch die Unentschiedenheit überwand. Das irdische Leben wird hier ausgelebt, der Weise weiß, daß der Tod da ist, er vergißt nicht in Gedankenlosigkeit, daß er da ist, er begegnet sich mit ihm im Gedanken, er entwaffnet ihn zur Ohnmacht in der Unbestimmbarkeit, und das ist sein Sieg über den Tod; aber der Tod kommt nicht dazu, das Leben umschaffend zu durchdringen.

Als das Unerklärliche könnte der Tod scheinen das höchste Glück zu sein. Eine solche Erklärung verrät ein Leben in Kindlichkeit, die Erklärung ist wie deren letzte Frucht: der Aberglaube. Der Erklärende hatte des Kindes und des Jünglings Vorstellung vom Behaglichen und vom Unbehag-

lichen, aber das Leben ging hin, er sah sich betrogen, er ward älter an Jahren, nicht an Sinn, er griff nichts Ewiges; da sammelte sich die Kindlichkeit in ihm zu einer überspannten Vorstellung, daß der Tod kommen und alles in Erfüllung gehen lassen würde; der Tod wurde nun der begehrte Freund, der Geliebte, der reiche Wohltäter, der alles zu verschenken hatte, dessen Erfüllung der Kindliche vergebens im Leben gesucht hatte. Zuweilen wird leichtsinnig oder dummdreist von diesem Glück geredet, zuweilen wehmütig, zuweilen drängt der Erklärende sich sogar laut vor mit seiner Erklärung und will anderen helfen; aber sie verrät nur, wie der Erklärende in seinem Innern beschaffen ist, daß er nicht des Ernstes Rückwirkung vernahm, sondern kindlich vorwärts hastet, kindlich auf den Tod hofft, als hoffte er aufs Leben.

Als das Unerklärliche kann der Tod scheinen das größte Unglück zu sein. Aber diese Erklärung gibt an, daß der Erklärende feig am Leben hängt, feig vielleicht an dessen Begünstigung, feig vielleicht an dessen Leiden, so daß er das Leben fürchtet, aber den Tod noch mehr. Rückwirkende Kraft bekommt der Tod nicht, das will sagen nicht in Kraft der Auffassung, denn sonst wirkt er wohl zurück, dem Einen des Glückes Begünstigung freudelos, dem Andern irdisches Leiden hoffnungslos zu machen.

So hat die Erklärung auch andere bezeichnende Namen gebraucht, sie hat den Tod genannt: einen Uebergang, eine Verwandlung, ein Leiden, einen Streit, den letzten Streit, eine Strafe, der Sünde Sold. Jede dieser Erklärungen enthält eine ganze Lebensanschauung. O, ernste Aufforderung an den Erklärenden! Leicht ist es sie alle auswendig herzusagen, leicht den Tod zu erklären, wenn es keine Ueber-

windung kostet, nicht verstehen zu wollen, daß die Rede darum geht, wie die Erklärung rückwirkende Kraft im Leben bekomme. Warum will man doch den Tod zu einem Spott über sich verwandeln; denn der Tod drängt ja nicht nach Erklärung, er hat gewiß niemals einem Denker zugemutet, ihm darin behilflich zu sein. Aber der Lebende drängt nach Erklärung, und warum? Um danach zu leben.

Wenn einer z. B. meint, daß der Tod eine Verwandlung sei, so kann das ja ganz richtig sein, aber gesetzt nun, des Todes Ungewißheit, die wie der Lehrer umhergeht und alle Augenblicke nachsieht, ob der Schüler aufmerksam ist, gesetzt nun: sie entdeckte, daß des Erklärenden Meinung ungefähr diese sei: ich habe ein langes Leben vor mir, 30 Jahre, ja vielleicht 40, und dann kommt einmal der Tod wie eine Verwandlung; was möchte wohl der Lehrer denken von diesem Schüler, der nicht einmal beim Tod die Bestimmung der Ungewißheit erfaßt hatte? Und wenn einer meint, daß der Tod eine Verwandlung sei, die einmal eintrete, und er, nicht ungleich einem Spieler, dies wie eine Begebenheit erwartet, die sich einmal ereignen wird, — was würde wohl der Lehrer denken von diesem Schüler, der nicht einmal darauf aufmerksam war, daß es mit der Entscheidung des Todes vorbei ist, und daß also die Verwandlung nicht in die gleiche Reihe mit den übrigen Begebenheiten treten kann als eine neue Begebenheit, weil im Tod abgeschlossen ist.

Man kann eine Meinung haben über ferne Begebenheiten, über einen Naturgegenstand, über die Natur, über gelehrte Schriften, über einen anderen Menschen, und so über vieles Andere, und wenn man diese Meinung äußert, kann der Weise entscheiden, ob sie richtig ist oder unrichtig. Dagegen bemüht keiner den Meinenden damit, die andere Seite

der Wahrheit zu betrachten, ob man nun wirklich die Meinung hat, ob sie nicht etwas ist, was man bloß hersagt. Und doch ist diese andere Seite ebenso wichtig, denn nicht der allein ist ja geistestrank, der das Sinnlose sagt, sondern ebenso sehr der, welcher eine richtige Meinung sagt, wenn diese ganz und gar keine Bedeutung für ihn hat. Der eine Mensch erweist dem andern das Vertrauen, die Anerkennung, anzunehmen, daß es seine Meinung sei, wenn er sie sagt. Ach, und doch ist es so leicht, so sehr leicht, eine wahre Meinung zu bekommen, ach, und doch ist es so schwer, so sehr schwer, eine Meinung zu haben und sie in Wahrheit zu haben. Da nun der Tod der Gegenstand des Ernstes ist, so ist der Ernst hier wieder: daß man den Tod betreffend gerade nicht sich beeilen soll eine Meinung zu erlangen. Des Todes Ungewißheit nimmt sich ja beständig in allem Ernst die Freiheit, nachzusehen, ob der Meinende wirklich diese Meinung hat, das heißt, ob sein Leben sie ausdrückt. Im Verhältnis zu anderem kann man eine Meinung äußern, und wenn dann gefordert wird, daß man handeln soll in Kraft dieser Meinung, also zeigen, daß man sie hat, so sind unzählige Ausflüchte möglich. Aber die Ungewißheit des Todes ist des Schülers strenger Abhörer; und wenn der nun die Erklärung hersagt, so sagt die Ungewißheit zu ihm: gut, ich werde untersuchen, ob es deine Meinung ist, denn jetzt, jetzt in diesem Augenblick ist es vorbei für dich, vorbei, da ist kein Gedanke an Ausflucht, nicht ein Buchstabe hinzuzufügen, so bekomme ich zu sehen, ob du wirklich meintest, was du über mich sagtest. Ach, alles leere Erklären und aller Wortschwall und alles Ausmalen und alles Zusammenfügen früherer Erklärungen, um eine noch sinnreichere zu finden, und alle Bewunderung dafür und alle Mühe damit:

all dies ist nur Zerstreuung und Geistesabwesenheit in Gedankenferne — was wohl die Ungewißheit des Todes davon denken mag?

Deshalb soll sich die Rede jeder Erklärung enthalten; wie der Tod das letzte ist von allem, so soll dies das letzte sein, was über ihn gesagt wird: er ist unerklärlich. Die Unerklärlichkeit ist die Grenze, und die Bedeutung der Aussage nur die, dem Gedanken des Todes rückwirkende Kraft zu geben, ihn zur vorwärtstreibenden Kraft im Leben zu machen, weil es mit der Entscheidung des Todes vorbei ist, und weil die Ungewißheit des Todes in jedem Augenblick nachsieht. Die Unerklärlichkeit ist deshalb nicht eine Aufforderung Rätsel zu raten, eine Einladung sinnreich zu sein, sondern des Todes ernste Mahnung an den Lebenden ist: ich brauche keine Erklärung, bedenke du, daß es in dieser Entscheidung vorbei ist, und daß sie jeden Augenblick da sein kann; sieh, das zu bedenken ist wohl der Mühe wert für dich.

Vielleicht scheint es einem, daß er aus dieser Rede nur wenig zu wissen bekomme; er weiß vielleicht selbst viel mehr, und doch soll sie nicht vergebens gewesen sein, wenn die Vorstellung von der Ungewißheit des Todes ihm Anlaß war, daß er sich selbst daran erinnerte, daß viel zu wissen nicht unbedingt gut ist. Vielleicht scheint es ihm, daß der Gedanke an den Tod nur furchtbar geworden ist, und daß er doch auch eine mildere, eine freundlichere Seite für die Betrachtung habe, daß des müden Arbeiters Sehnsucht nach Ruhe, des müden Wanderers Hasten nach dem Ausgang, des Bekümmerten Vertröstung auf des Todes schmerzstillenden Schlaf, des Mißverstandenen schwermütiger

Drang im Frieden zu schlummern, auch eine schöne und eine berechtigte Erklärung des Todes sei. Unleugbar! Aber sie wird nicht auswendig gelernt, sie wird nicht gelernt, indem man sie nachliest, sie wird langsam erworben, und wohl erst erworben von dem, der sich müde arbeitete im guten Handeln, der sich müde wanderte auf dem rechten Weg, der bekümmert war für eine gerechte Sache, der mißverstanden ward in einem edeln Streben —, erst so wohl erworben ist sie an ihrer rechten Stelle und eine berechtigte Rede im Munde des Hochehrwürdigen. Aber der Jüngere darf nicht so reden, damit nicht die schöne Erklärung, gleichwie das weise Wort in eines Toren Mund, in seinem Mund eine Unwahrheit werde. Und ich habe wohl gehört, daß des Kindes und des Jünglings ernster Lehrer in einer späteren Zeit des Aelteren und Reiferen Freund wurde, aber ich habe niemals gehört, wenigstens nicht von einem, von dem ich zu lernen wünschte, daß es damit begann, daß der Lehrer sofort zum Spielbruder wurde und das Kind zum alten Mann, noch auch daß dann jenes Freundschaftsverhältnis in Wahrheit eingetreten sei. So mit dem Gedanken an den Tod. Hat er nicht ein Mal mit Schrecken das Leben des Jüngeren angehalten und den Ernst nur gebraucht, um Maß zu halten mit dem Schrecken, hat die Ungewißheit des Todes nicht ihre Zeit zur Unterweisung gehabt, wo sie mit der Strenge des Ernstes ihn auferzog: da habe ich niemals gehört, wenigstens nicht von einem, an dessen Wissen ich Teil zu haben wünschte, ich habe niemals gehört von einem Solchen, daß es da Wahrheit war, wenn einer den Tod seinen Freund nannte, da er in ihm niemals etwas anderes gehabt hatte als einen Spielbruder, wenn er schon in der Jugend, des Lebens müde, hinterlistig, um das Leben zu

betrügen von der Freundschaft des Todes redete, wenn er, ohne das Leben genossen zu haben, als Greis hinterlistig, um sich selbst zu betrügen, von der Freundschaft des Todes redete. — Der, welcher hier geredet hat, er ist jung, noch im Alter des Lernenden; er faßt nur die Schwierigkeit und die Strenge der Unterweisung, o daß es ihm glücken möchte dies so zu tun, daß er gerade dadurch würdig würde, sich einmal an des Lehrers Freundschaft erfreuen zu dürfen! Der, welcher hier geredet hat, er ist ja nicht Lehrer, er läßt einen andern ja bloß, gleichwie er selbst es ist, Zeuge dessen sein, wie ein Mensch etwas zu lernen sucht aus dem Gedanken an den Tod, jenen Lehrmeister des Ernstes, der mit der Geburt jedem zum Lehrer für das ganze Leben bestellt wurde, und der in Ungewißheit allzeit bereit ist, die Unterweisung zu beginnen, wenn sie verlangt wird. Denn der Tod kommt nicht, weil einer nach ihm ruft (das wäre nur Spaß, daß so der Schwächere über den Stärkeren geböte), aber sobald einer der Ungewißheit Eingang verschafft, ist der Lehrer da. Der Lehrer, der einmal kommt, um Prüfung abzuhalten und den Schüler zu überhören, ob er nun seine Unterweisung genießen gewollt hat oder nicht. Und diese Prüfung des Todes, oder um mit einem mehr gebrauchten Fremdwort dasselbe zu sagen, dieses letzte Examen des Lebens ist gleich schwer für alle. Es ist nicht so, wie sonst, daß der glücklich Begabte leicht hat es zu bestehen, der gering Begabte schwer, nein: der Tod hält die Prüfung ab im Verhältnis zur Begabung, und so genau, daß die Prüfung für jeden gleich schwer wird, weil es die Prüfung des Ernstes ist.

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von Theodor Haecker

Georg Trakl:
Offenbarung und Untergang

Seltsam sind die nächtigen Pfade des Menschen. Da ich nachtwandelnd an steinernen Zimmern hinging und es brannte in jedem ein stilles Lämpchen, ein kupferner Leuchter, und da ich frierend aufs Lager hinsank, stand zu Häupten wieder der schwarze Schatten der Fremdlingin und schweigend verbarg ich das Antlitz in den langsamen Händen. Auch war am Fenster blau die Hyazinthe aufgeblüht und es trat auf die purpurne Lippe des Odmenden das alte Gebet, sanken von den Lidern kristallne Tränen geweint um die bittere Welt. In dieser Stunde war ich im Tod meines Vaters der weiße Sohn. In blauen Schauern kam vom Hügel der Nachtwind, die dunkle Klage der Mutter, hinsterbend wieder und ich sah die schwarze Hölle in meinem Herzen; Minute schimmernder Stille. Leise trat aus kalkiger Mauer ein unsägliches Antlitz — ein sterbender Jüngling — die Schönheit eines heimkehrenden Geschlechts. Mondesweiß umfing die Kühle des Steins die wachende Schläfe, verklangen die Schritte der Schatten auf verfallenen Stufen, ein rosiger Reigen im Gärtchen. —

Schweigend saß ich in verlassener Schenke unter verrauchtem Holzgebälk und einsam beim Wein; ein strahlender Leichnam über ein Dunkles geneigt und es lag ein totes Lamm zu meinen Füßen. Aus verwesender Bläue trat die bleiche Gestalt der Schwester und also sprach ihr bluten-

der Mund: Stich ſchwarzer Dorn. Ach noch tönen von wilden Gewittern die ſilbernen Arme mir. Fließe Blut von den mondenen Füßen, blühend auf nächtigen Pfaden, darüber ſchreiend die Ratte huſcht. Aufflackert ihr Sterne in meinen gewölbten Brauen; und es läutet leiſe das Herz in der Nacht. Einbrach ein roter Schatten mit flammendem Schwert in das Haus, floh mit ſchneeiger Stirne. O bitterer Tod.

Und es ſprach eine dunkle Stimme aus mir: Meinem Rappen brach ich im nächtigen Wald das Genick, da aus ſeinen purpurnen Augen der Wahnſinn ſprang; die Schatten der Ulmen fielen auf mich, das blaue Lachen des Quells und die ſchwarze Kühle der Nacht, da ich ein wilder Jäger aufjagte ein ſchneeiges Wild; in ſteinerner Hölle mein Antlitz erſtarb.

Und ſchimmernd fiel ein Tropfen Blutes in des Einſamen Wein; und da ich davon trank, ſchmeckte er bitterer als Mohn; und eine ſchwärzliche Wolke umhüllte mein Haupt, die kriſtallenen Tränen verdammter Engel; und leiſe rann aus ſilberner Wunde der Schweſter das Blut und fiel ein feuriger Regen auf mich. —

Am Saum des Waldes will ich ein Schweigendes gehn, dem aus ſprachloſen Händen die härene Sonne ſank; ein Fremdling am Abendhügel, der weinend aufhebt die Lider über die ſteinerne Stadt; ein Wild, das ſtille ſteht im Frieden des alten Hollunders; o ruhlos lauſcht das dämmernde Haupt, oder es folgen die zögernden Schritte der blauen Wolke am Hügel, ernſten Geſtirnen auch. Zur Seite geleitet ſtille die grüne Saat, begleitet auf mooſigen

Waldespfaden scheu das Reh. Es haben die Hütten der Dörfler sich stumm verschlossen und es ängstigt in schwarzer Windesstille die blaue Klage des Wildbachs.

Aber da ich den Felsenpfad hinabstieg, ergriff mich der Wahnsinn und ich schrie laut in der Nacht; und da ich mit silbernen Fingern mich über die schweigenden Wasser bog, sah ich daß mich mein Antlitz verlassen. Und die weiße Stimme sprach zu mir: Töte dich! Seufzend erhob sich eines Knaben Schatten in mir und sah mich strahlend aus kristallnen Augen an, daß ich weinend unter den Bäumen hinsank, dem gewaltigen Sternengewölbe.

Friedlose Wanderschaft durch wildes Gestein ferne den Abendweilern, heimkehrenden Herden; ferne weidet die sinkende Sonne auf kristallner Wiese und es erschüttert ihr wilder Gesang, der einsame Schrei des Vogels, ersterbend in blauer Ruh. Aber leise kommst du in der Nacht, da ich wachend am Hügel lag, oder rasend im Frühlingsgewitter; und schwärzer immer umwölkt die Schwermut das abgeschiedene Haupt, erschrecken schaurige Blitze die nächtige Seele, zerreißen deine Hände die atemlose Brust mir.

Da ich in den dämmernden Garten ging, und es war die schwarze Gestalt des Bösen von mir gewichen, umfing mich die hyazinthene Stille der Nacht; und ich fuhr auf gebogenem Kahn über den ruhenden Weiher und süßer Frieden rührte die versteinerte Stirne mir. Sprachlos lag ich unter den alten Weiden und es war der blaue Himmel hoch über mir und voll von Sternen; und da ich anschauend hinstarb,

ſtarben Angſt und der Schmerzen tiefſter in mir; und es hob ſich der blaue Schatten des Knaben ſtrahlend im Dunkel, ſanfter Geſang; hob ſich auf mondenen Flügeln über die grünenden Wipfel, kriſtallene Klippen das weiße Antlitz der Schweſter.

Mit ſilbernen Sohlen ſtieg ich die dornigen Stufen hinab und ich trat ins kalkgetünchte Gemach. Stille brannte ein Leuchter darin und ich verbarg in purpurnen Linnen ſchweigend das Haupt; und es warf die Erde einen kindlichen Leichnam aus, ein mondenes Gebilde, das langſam aus meinem Schatten trat, mit zerbrochenen Armen ſteinerne Stürze hinabſank, flockiger Schnee.

(Aus dem Nachlaß, Mai 1914)

So angeſtrengt wider die ſtarke Nacht
werfen ſie ihre Stimmen ins Gelächter,
das ſchlecht verbrennt. O aufgelehnte Welt
voll Weigerung. Und atmet doch den Raum,
in dem die Sterne gehen. Siehe, dies
bedürfte nicht und könnte, der Entfernung
fremd hingegeben, in dem Uebermaß
von Fernen ſich ergehen, fort von uns.
Und nun geruhts und reicht uns ans Geſicht
wie der Geliebten Aufblick; ſchlägt ſich auf
uns gegenüber und zerſtreut vielleicht
an uns ſein Daſein. Und wir ſind nicht wert.
Vielleicht entzieht's den Engeln etwas Kraft,
daß nach uns her der Sternenhimmel nachgibt
und uns hereinhängt ins getrübte Schickſal.
Umſonſt. Denn wer gewahrts? Und wo es einer
gewärtig wird: wer darf noch an den Nachtraum
die Stirne lehnen wie ans eigne Fenſter?
Wer hat dies nicht verleugnet? Wer hat nicht
in dieſes eingeborne Element
gefälſchte ſchlechte nachgemachte Nächte
hereingeſchleppt und ſich daran begnügt?

Wir laſſen Götter ſtehn um gohren Abfall;
denn Götter locken nicht. Sie haben Daſein
und nichts als Daſein, Ueberfluß von Daſein,
doch nicht Geruch, nicht Wink. Nichts iſt ſo ſtumm
wie eines Gottes Mund. Schön wie ein Schwan

auf seiner Ewigkeit grundlosen Fläche:
so zieht der Gott und taucht und schont sein Weiß.

Alles verführt. Der kleine Vogel selbst
tut Zwang an uns aus seinem reinen Laubwerk,
die Blume hat nicht Raum und drängt herüber —,
was will der Wind nicht alles? Nur der Gott,
wie eine Säule, läßt vorbei, verteilend,
hoch oben, wo er trägt, nach beiden Seiten
die leichte Wölbung seines Gleichmuts.

Carl Dallago:
Der Anſchluß an das Geſetz
oder
Der große Anſchluß
Verſuch einer Wiedergabe des Taoteking

Vorwort

I.

Das Frühjahr 1911 brachte mir die erſte Kunde von Laotſe. Ich lernte den Taoteking kennen, und zwar aus einer deutſchen Uebertragung, die Richard Wilhelm beſorgt und unter dem Titel „Vom Sinn und Leben“ kurz vorher hatte erſcheinen laſſen. Der Eindruck des Buches war bezwingend und in manchem Betracht für mich derart bedeutungsvoll, daß es mich drängte, in einem Aufſatz („Laotſe und ich“) der außerordentlichen Verehrung, die mich für den Geiſt des altchineſiſchen Weiſen ergriffen hatte, in einer Weiſe Ausdruck zu geben, die weder vor Mißdeutungen noch auch davor zurückſcheute, gegen die Ueberſetzung da und dort begründeten Einwand zu erheben. Seitdem hat Laotſe eine ſtets ſich ſteigernde Anziehungskraft auf mich geübt. Zwei Grundnoten meines Weſens ſtimmten mich beſonders empfänglich für ihn: Meine Ueberzeugung von dem Unwert der Menge als ſolcher, ſowie mein Glaube an das große Einende im Menſchen. Das Eine bedingt das Andere. Denn wie es ſicher iſt, daß das große Einende ſich im Menſchen erſt ausgraben und Bahn brechen muß, ſo gewiß iſt, daß es durch Rückhalt an der Menge nicht gefördert wird. Das äußere Sichzuſammenſchließen ver-

hindert das Aufleben dieſes Einenden. Höchſtes Alleinſtehen durch tiefſtes Inſichgehen bringt es zu größter Entfaltung und Vollendung. Iſt aber einer ſo geartet, daß er in ſolcher Gefühlserkenntnis die unerläßliche Vorbedingung jeglicher Menſchwerdung erblickt, iſt er wohl auch befähigt und darf ſich berufen fühlen, dem Geiſte Laotſes in Ehrerbietung näher zu kommen.

Uebrigens mag ſchon lange in mir etwas gewirkt haben, das ſich dem Weſen dieſes fernen Geiſtes verwandt fühlen darf. Sonſt hätte ich wohl nicht gleich bei der erſten Begegnung für „Tao" das wichtige und, wie mir ſcheint, entſcheidende Wortzeichen „Der Anſchluß" gefunden — ein Zeichen, das mir zum Verſtändnis des Taoteking wie ein Schlüſſel wurde. Auch hätte ich kaum vermocht, die Grundſtimmung des Laotſe-Menſchen dadurch zu erhellen, daß ich jenen Vers der Fauſt'ſchen Strophe (vom Gott, der ihm im Buſen wohnt), jenes „Er kann nach außen nichts bewegen", das nach Richard Wilhelm auch für Laotſes „Not" bezeichnend ſein ſoll, umprägte in die Faſſung: „Ihn kann von außen nichts bewegen."

Doch wie dem auch ſei — Tatſache iſt, daß der Taoteking mich immer tiefer in ſeinen Bannkreis zog. Zugleich empfand ich immer deutlicher die Unzulänglichkeit der deutſchen Uebertragung. Und ſo reifte in mir allmählich wie eine Frucht der Vorſatz: eine eigenmächtige Wiedergabe des Taoteking zu verſuchen. Das Chineſiſche zu erlernen hatte ich weder Luſt noch Möglichkeit; es fehlten alle äußeren Behelfe und, bei meinem Mangel an Sprachtalent, auch alle inneren Vorausſetzungen zu einem ſolchen Entſchluß. Da ich jedoch der Anſicht bin, daß der Sprache dem Rein-Menſchlichen wie dem Rein-Geiſtigen gegenüber erſt ſekun-

däre Bedeutung zukommt — insoferne die Sprache im Rein-Menschlichen wie im Rein-Geistigen nur Zeichen oder Behelf, niemals Erfüllung sein kann, und es immer Ohren erfordert, die hören, und Herzen, die aufnehmen können —, so glaubte ich mir sagen zu dürfen: ein Rein-Menschliches wie ein Rein-Geistiges müsse, wo Herz und Ohr zur Stelle sind, auch durch Mängel der Uebertragung noch genügend wahrgenommen werden können. Zur Wilhelm'schen Ausgabe des Taoteking verschaffte ich mir darum noch jene von Alexander Ular — „Die Bahn und der rechte Weg" betitelt —, die sich rühmt, „der chinesischen Urschrift nachgedacht" zu sein. Endlich noch eine Bearbeitung aus dem Englischen von dem Theosophen Dr. Franz Hartmann „Betrachtungen über das Tao-Teh-King", die den Untertitel führt „Der Weg, die Wahrheit und das Licht."

Aus diesen drei Vorlagen, ohne weitere Hilfe, des Chinesischen also ganz und gar unmächtig, gestaltete ich die nachstehende Arbeit. Mein Bestreben war: alles, was mir verfehlt schien, nach Vermögen richtig zu stellen und in die Tiefe des fremden Vorwurfs meine eigene Klarheit zu legen, sodaß ich keinen Satz zuließ, dessen Sinn mir nicht wenigstens in der Vorstellung völlig deutlich und lebendig wurde. Und lieber will ich in dieser Hinsicht meine eigene Unzulänglichkeit offen an den Tag legen, als dem Leser eine Zulänglichkeit vortäuschen, die im Grunde nicht vorhanden ist.

Dieses mein Beginnen mag nun freilich befremden. Dagegen kann ich nur anführen: daß es so in mir auskam. Das Leben lehrte mich denken. Denkkraft ist die Fähigkeit, das Stoffliche des Vorwurfs zu durchdringen, dieses so gleichsam durchsichtig zu machen, seinen Grund, da und

dort wenigstens, zu erhellen. An dieſe belichteten Stellen hält ſich dann das Gefühl. Auch im vorliegenden Fall war ich häufig nur auf mein Gefühl angewieſen, um bei der Deutung zweifelhafter Stellen das Richtige herauszufinden. Denn die Texte der drei Vorlagen wichen oft beträchtlich von einander ab. So lautet beiſpielsweiſe der Anfang des dreißigſten Spruchs in der Bearbeitung aus dem Engliſchen: „Wer dem Könige durch den Gebrauch von Tao hilft, der nötigt die Leute, welche keinen Zufluchtsort haben, zu den Waffen. Er wird die Früchte ſeiner Taten nicht fürchten.“ Bei Richard Wilhelm: „Wer nach dem Sinn dem Menſchenherrſcher hilft, zwingt nicht mit Waffen die Welt. Seine Art iſt es, den Rückzug zu lieben.“ Bei Alexander Ular: „Der Bahn gemäß walten iſt Walten ohne Gewalt: Ausgleichende Rückwirkung richtet in der Gemeinſchaft.“

Dergleichen Verſchiedenheiten finden ſich genug. Doch damit bin ich bei der Kritik der einzelnen Vorlagen angelangt.

II.

Die „Betrachtungen über das Tao-Teh-King“ drängen ſich mir als Erſtes zur Erledigung auf. Ich nehme an, ſchon ihr engliſcher Urheber — nicht erſt der Theoſoph Dr. Franz Hartmann, der zu jedem Spruch ſein theoſophiſches Sprüchlein liefert — mag es redlich verſtanden haben, alles Greifbare an dem Taoteking herauszuarbeiten. Nur gelang es dabei dem Geiſte zumeiſt zu entkommen. Oft iſt die Wirkung die, als hätte einer Schriftzüge feſtgehalten, ohne die Schrift leſen zu können. (Freilich, ich als Sprachunkundiger wurde dadurch am wenigſten gehindert, in ſolche Schriftzüge meine Lesart zu tragen.)

Der fünfzigste Spruch veranschaulicht vielleicht am besten den geistigen Stand dieser „Betrachtungen". Er beginnt bei Richard Wilhelm: „Ausgehen ist Leben, eingehen ist Tod." Bei Alexander Ular: „Ins Leben treten heißt zum Tode wallen." Gemeint ist wohl, daß der Ausgangspunkt, der Beginn des leiblichen Lebens zugleich das Eintreten in das Bereich des Sterbens ist. So setzte ich: „Ins Leben treten heißt ins Sterben eingehen." In Hartmanns Bearbeitung heißt es: „Die Menschen treten aus dem Leben aus und in den Tod ein." Daran knüpft sich bei Laotse in kurzen Spruchzeilen ungefähr die Anschauung: nur einer unter zehn sei so beschaffen, daß er im Sinne eines Ewigen, das ist eines Geistigen, durchs Leben gehe und so weder wilde Tiere noch Feinde zu fürchten brauche. Die anderen aber, die dreimal drei von zehn (der Stand der zehn ist wohl schon der der Einzelnen, nicht der Stand der Menge), seien mehr oder weniger noch vom Vergänglichen beherrscht, wodurch sie im Leben auch Gefahren ausgesetzt sind. Hartmann setzt nun geheimwisserisch: „Dreizehn sind die Tore des Lebens. Dieselben sind die Tore des Todes. Durch ebensoviele geht das Leben in den Tod über." Er verweist dabei auf die Blavatsky und fügt noch die Erläuterung hinzu: „Das Studium der okkulten Wissenschaft zeigt, wie selbst der Körper unverwundbar gemacht werden kann, indem er vergeistigt wird, und ein Mensch, in welchem die tierischen Elemente ausgeschieden sind, wird von den Tieren nicht mehr belästigt." Ich hingegen glaube, daß die Vergeistigung des leiblichen Lebens ohne Studium der okkulten Wissenschaft vor sich gehen muß, wenn sie jenes sichernde Ergebnis zeitigen soll, das ohne Zweifel einen Zustand seelischer Durchdrungenheit darstellt. Und ferner denke ich, daß eine solche Durchdrungenheit wohl

auch einem Mitmenſchen zugute kommen kann in der Weiſe, daß ſie in der Umgebung deſſen, für den ſie ſich einſetzt, eine Macht lebendig macht, die ihn in Gefahr behütet. Die dreizehn Tore aber — wie alles andere, das erſt theoſophiſcher Kenntniſſe bedarf, um verſtanden zu werden — in Beziehung geſetzt zu ſehen zum Taoteking, dieſem tiefſten und unmittelbarſten und darum auch perſönlichſten Ausfluß einer höchſten und darum auch perſönlichſten Einfalt (die vom weltlichen Erleben aus geſehen freilich das Letzte und Fernſte iſt), mutet vollends grotesk an. Jedenfalls hat der Taoteking in ſeiner Entſtehung mit Theoſophie nicht das Mindeſte gemein. Theoſophie hineintragen kann man ja ſchließlich in alles; nur ſoll ſich einer nicht einbilden, damit Religion machen zu können. Wo ſolche Abſicht einſetzt, bezeugt ſie vielmehr den Verfall des Religiöſen. Denn der Quell des Religiöſen liegt im Erkennen des Nichtwiſſenkönnens; das Gefühl gewahrt das Vorhandenſein eines Nichtwahrnehmbaren, es führt zur Preisgabe des Wiſſens. Der Taoteking aber iſt förmlich durchſättigt von dieſem Gefühl; eben darum iſt er ein höchſtes religiöſes Dokument.

(Theoſophen belehren freilich ihre Gegner gerne dahin, daß die Würdigung theoſophiſcher Schriften eine genaue Bekanntſchaft mit theoſophiſchen Lehren vorausſetze. Und den Wert ſolcher Schriften glauben ſie beſonders dick zu unterſtreichen, wenn ſie, wie es mir paſſiert iſt, betonen: daß beiſpielsweiſe „die Lehre von der ſiebenfachen Konſtitution der Welt und des Menſchen mit dem Anſpruch auftritt für die Wiſſenſchaft von großer Bedeutung zu ſein.“ Gut, man laſſe ihnen das Vergnügen: dann erweiſt ſich die Theoſophie im beſten Fall als irgend eine Art Wiſſenſchaft und ſollte ſich damit begnügen. Nie aber hat ſie ein Recht, ſich ſo zu ge-

bärden, als wäre sie der Triumph alles Religiösen. Denn sicher ist: je mehr etwas ein wahrhaft Religiöses ist, umsoweniger tritt es mit dem Anspruch auf für die Wissenschaft von Bedeutung zu sein.)

Damit, denke ich, dürfte der Einbruch der Theosophie in den Taoteking genügend zurückgewiesen sein.

*

Die Ausgabe des Taoteking, die Richard Wilhelm besorgt hat, habe ich bereits in „Laotse und ich" gewertet. Im Ganzen genommen erscheint sie mir noch immer als die tauglichste und ehrlichste, und aus ihr, die mir als erste zu Gesicht gekommen ist, habe ich auch immer noch am meisten Aufschluß erhalten. Dennoch muß ich sagen: Ein Uebersetzer, der zum Text des fünften Spruches erläuternd bemerkt: „Nicht das einzelne Individuum ist das Objekt der Fürsorge der Natur, sondern der Zweck, dem es im Ganzen dient", und zum Text des sechsundvierzigsten Spruches: „‚Wenn der Sinn auf Erden' : hier ist Sinn nicht in prägnanter Bedeutung genommen, sondern mehr soviel wie: ‚Wenn vernunftgemäße Zustände herrschen' ", hat Laotse mißverstanden. Auch erweist sich die Wahl des Wortzeichens „Der Sinn" für Tao als völlig unzulänglich. Nur das Vage und Unzulängliche dieser Bezeichnung ermöglicht es, den Begriff Tao nach Bedarf zu dehnen und sich darunter gelegentlich auch „vernunftgemäße Zustände" vorzustellen. Man setze jedoch „Der Anschluß an das Gesetz", und jene willkürliche Deutung erscheint sofort hinfällig. Denn „vernunftgemäße Zustände" haben menschliche Einsicht als Richtmaß; Tao, als Anschluß an das Gesetz, hingegen verneint gerade solches Richtmaß und setzt diese Verneinung als das Entscheidende. Mein Urteil ist darum: auch Richard Wilhelm

wurde von der Zeitſtrömung erfaßt; ſo geriet er in das Fahrwaſſer der Soziologie, wobei ſeine Deutung des Taoteking mißriet.

•

Die dritte meiner Vorlagen — „Die Bahn und der rechte Weg“ von Alexander Ular — tritt am anſpruchsvollſten auf. Schon der Zuſatz „der chineſiſchen Urſchrift nachgedacht“ und ein anmaßendes Nachwort nehmen gegen den Bearbeiter ein. Man fühlt ſich faſt verſucht zu fragen, wie lange er wohl der Urſchrift nachgedacht und was er vorher aus Eigenem gedacht und geſtaltet haben mag? Es ſoll nämlich mitunter vorkommen, daß einer, von nichts anderem verlockt als von dem Anſehen, das ein Werk genießt, wie von dem Umſtand, daß er die Sprache, in der die Urſchrift verfaßt iſt, zu beherrſchen glaubt, ſich an einem ſolchen Werk als Nachdenker und Nachdichter verſucht; wobei der Betreffende gewöhnlich überſieht, daß er mit der Sprache gewiſſermaßen nur eine tote Form beherrſcht, falls das Werk der Ausdruck einer Philoſophie der Tat oder eines Religiöſen iſt. Auch habe ich gehört, daß man bei einem derartigen Unternehmen zumeiſt Mitarbeiter hat, die in der Sprache der in Frage kommenden Urſchrift zuhauſe und auch über dieſe ſelbſt genügend orientiert ſind. Ich erwähne das, weil ſich mir manchmal die Vermutung aufdrängte, als habe Ular einen ſehr fähigen Mitarbeiter gehabt, der namentlich den lyriſchen Partien des Taoteking gerecht zu werden vermochte, doch überall dort verſagte, wo es galt, deſſen Philoſophie der Tat gleichſam das Siegel des erſchloſſenen Menſchentums aufzudrücken.

Ein Beiſpiel. Ich habe des anſprechenden lyriſchen Gehaltes wegen den zwanzigſten Spruch mit wenigen Verände-

rungen von Ular übernommen und ihn lediglich mit kleinen Zutaten ausgestattet, die ich den Erklärungen Richard Wilhelms entnahm. Jenes elementare überströmende Ichgefühl, das förmlich nach Einöde dürstet, um seiner selbst genügend habhaft zu werden, kommt in meiner Fassung noch mehr zum Ausdruck, doch ist es, wie gesagt, bereits bei Ular der Hauptsache nach ausgedrückt. Nun steht die Sache so: Laotse erlebt dieses Ichgefühl; dabei ist ihm der Vollendete noch Vorbild; die Fülle des Icherlebens müßte daher im Vorbild eher noch tiefer sein. Bei Ular aber heißt es im neunundvierzigsten Spruch: „Der Vollendete in der Gemeinschaft sorgt, daß die Gemeinschaft sein Gewissen nicht störe". Man muß hier fühlen, wie unmöglich es ist, daß einer, der sich so erlebt hat wie Laotse im zwanzigsten Spruch, noch jemals von seinem Vorbild in solcher Weise reden könne, wie es im neunundvierzigsten Spruch bei Ular der Fall ist. Es ist aber auch nicht anzunehmen, daß einer, der den zwanzigsten Spruch in der erwähnten Fassung auch nur nacherlebt hat, im weiteren Nacherleben desselben Geistes noch jemals zu einer Auffassung gelangen könnte, wie sie in der zitierten Stelle zum Ausdruck gebracht ist.

Solche Ungereimtheiten bestärken mich in der Vermutung, daß jene wenigen geglückten Stücke in der Nachdichtung Ulars der Hauptsache nach jedenfalls nicht dessen Verständnis für Laotse zu verdanken sind. Eher, wie schon angedeutet, der Fähigkeit eines chinesischen Mitarbeiters oder sonst einer geglückten Anlehnung.

Es scheint aber, daß Ular sich umsomehr von Laotse entfernt, je selbständiger er als Nachdichter oder Nachdenker auftritt. Seine Sprachgewandtheit verhilft ihm höchstens zu rein rhythmischen Treffern wie: „Gnade erniedrigt

wie Schande; Ehre beſchwert wie der Leib“ (im dreizehnten Spruch); oder: „Das Laſſen iſt das Tun der Bahn“ (im vierzigſten Spruch); oder: „Ins Leben treten heißt zum Tode wallen“ (im fünfzigſten Spruch).

Und er wird zumeiſt nichtsſagend oder völlig unklar und erkünſtelt, wo es gilt, Entſcheidendes zu ſagen. Ja, manchmal ſieht es aus, als wolle er die Unzulänglichkeit ſeiner Gedankenführung in Wortdickicht verſtecken. So, wenn er (im vierzehnten Spruch) z. B. ſagt:

„All-ſo: die Bahn nachzeichnen, einmal erkannt,
heißt, ſie planen einmal für alle;
Denn die Erkenntnis ihres Verluſtes iſt möglich:
Entwicklung aus ſich.“

Oder (im ſechsundzwanzigſten Spruch): „Denn der Luſt leichtfertiger Wahn, verblendend in Ordnung Gewöhnte, zerſtört die Ordnung“. Oder (im zweiundvierzigſten Spruch): „Der Einzelne tunwollenden nichtlaſſenwollenden Triebes iſt alſo unſtatthaft im Gemein-Leben“.

In demſelben Spruch bringt Ular es fertig, Laotſe völlig zweideutig ſagen zu laſſen: „Ich lehre: Der Wollende erreichet nicht ſeinen Tod“. Der nächſte Spruch erkennt aber „die Ueberlegenheit des Nicht-Wollens“ Daraus kann man erraten, daß gemeint iſt: „Der Wollende erreichet nicht ſeinen natürlichen Tod“. Freilich müßte dann der Ausdruck „der Wollende“ ungefähr als „der Gewalttätige“ aufgefaßt werden, was der Begriff Wollen ja zuließe. Ob aber Ular es ſich ſo gedacht hat? Mir ergab ſich nämlich an Stelle ſeines „Wollenden“: der Willfährige. Doch dieſer kann nicht „der Wollende“ ſein. Vielleicht fiel Ular hier über die eigene Wortprägung. Er ſucht nämlich mit ſolchen Prägungen zu prunken, das fühlt man bei jedem

Wort, das er in die Wagschale wirft. Es spräche wiederum gegen den Wert seines Denkens. Denn je redlicher ein Denker ist, je ernster er seine Funde nimmt, desto mehr vermeidet er Wortprunk.

Ular hat aber auch in den Taoteking die Vorstellung einer Gemeinschaft hineingetragen, die in der Philosophie Laotses gewiß nicht enthalten ist. Von „Gemeinschaft", von „Gemein-Leben" ist in der Ular'schen Uebertragung immer wieder die Rede. Dadurch erweist er sich als europäischer Verfallsmensch, ungeachtet seiner maßlos hochtrabenden Worte, mit denen er die ganze europäische Sprachwirksamkeit auf dem Gebiete der Erkenntnis verurteilt. So sagt er: „Und wenn wir einmal unehrerbietig näher zusehen, wohin uns auf dem Gebiete der reinen Erkenntnis diese . . . . . indoeuropäische Sprache verführt hat, so merken wir zu unserem Entsetzen, daß die ganze europäische Philosophie von Plato bis Schopenhauer über zwei Jahrtausende lang ganz einfach mit den Wasserstiefeln der Naivität im Sumpfe des Vermenschlichungswahnes um sich selbst herumgewatet ist." Daraufhin wäre zu sagen: daß eine Philosophie mit den Wasserstiefeln der Naivität immer noch weiter kommen kann als in Lackschuhen der Ueberhebung; so durchaus salonfähig nämlich scheint sich die „Nachdenklichkeit" Ulars durch den Taoteking zu bewegen. Wenigstens macht sich das Erkünstelte und Erzwungene in Ulars Sprachbehandlung oft genug störend bemerkbar. Auch kann es die vermeintlich weltumspannende Denkungsart, die er den Europäern in seinem Nachwort vorführt, nicht verhindern, daß er die natürlichsten Folgerungen außer Acht läßt; er gewahrt z. B. nicht, daß aus einem so überströmenden Ichgefühl, wie es in Laotse umgeht, unmöglich ein Lebenswerk hervorquellen kann, das es auf die

Züchtung von „Gemein-Leben“ abgesehen hat. Der Weltmann Ular erhebt sich hier nicht über die allgeläufige Vorstellung, die zwischen dem Ich und der Gemeinschaft stets eine trennende Schranke erblickt. So mußte er Laotse mißverstehen. Was konnte es ihm da viel nützen, das Alt-Chinesische so vollständig zu beherrschen, daß es ihm gelang, wesentliche Stellen nach Maßgabe seiner Einsicht (die bestimmten Schriftzeichen von damals einen anderen Sinn beilegt als sie heute haben) so einleuchtend ins Neuchinesische zu übersetzen, daß es den heutigen Chinesen, wie er versichert, dabei „wie Schuppen von den Augen fiel“. Sei's drum! Doch scheint mir eher der Schuppen vor den Augen zu haben, der einem solchen Umstand für den Wert seiner Deutung des Taoteking so außerordentliche Wichtigkeit beimißt.

Nun also meine ich: Um Laotse nahe genug zu kommen, muß einer mit dem Gegensatz von Ich und Gemeinschaft erst völlig aufräumen. Das sei zunächst betont. Hat doch jener fortschrittliche Erkenntnistrieb unserer Zeit, dem die Soziologie als Vorspann dient, in seiner Verblendung zwischen Ichtum und Gemeinschaftstum förmlich einen Abgrund aufgewühlt. So hält sich das Faule am Leben; es frißt am Gesunden und verschafft sich auf diese Art sein Fortkommen. Ein zerfressenes Ich, eine zerfressene Gemeinschaft: beides ermöglicht erst Soziologie.

(Daß der Boden völlig unterwühlt sein muß, auf dem das Soziologische gedeiht, erweist übrigens unsere Zeit auf höchst fühlbare Weise. Kam doch gerade in ihr — in dieser von soziologischen Errungenschaften durchsetzten Zeit, die den „schrankenlosen Individualismus“ nicht genug zu verdammen wußte — der sogenannte Weltkrieg zum Ausbruch. Nicht daß

ich meine, solche Errungenschaften hätten diesen Krieg direkt bewirkt, dazu sind sie zu totgeboren und zu ohnmächtig; aber ich glaube, daß in einer Zeit, in der die Soziologie aufkommt, etwas ungemein Wichtiges für das Wohl der Menschen auf Erden eingegangen sein muß. Eine so geartete Zeit ist dann überaus ausgesetzt und allen schlechten Einflüssen preisgegeben. Dafür spräche auch, daß das heutige England, als der Hort der Soziologie, die Kriegsflamme auf die rücksichtsloseste Weise schürt. Der wahre Friede bedarf eben ganz anderer Fähigkeiten als der eben erwähnten. Er bedarf auch viel höherer Fähigkeiten als der Krieg.)

Wenn ich nun im Hinblick auf Laotse mir und anderen, die meinen Ausführungen zu folgen geneigt sind, vergegenwärtige, wie das überströmende Ichgefühl in seinem Träger das vielleicht friedvollste und genügsamste Leben zeitigte, so möchte ich damit verdeutlichen, was Individualismus als Ichkraft ist. Daß er ein Insichgehen, ein Sichentfalten nach der Richtung des Unbegrenzten und Nichtwahrnehmbaren ist; daß ihm darum auch niemals die Mitmenschen im Wege sind. Er sucht auch niemals seinen Vorteil, sondern die Entfernung seiner Grenzen; so kommt er zur Gemeinsamkeit am Grunde, zum großen Einenden. Der schrankenlose Individualismus — als Individualismus, der seine Begrenzung abwirft (nur Dummheit und Vorteilssucht können ihn verwerflich finden) — ist somit nicht gegen das Gemeinsame, sondern ergibt letzten Endes das einzig Gemeinsame: er erbringt das große Einende. Das vor allem entnehme ich dem Taoteking.

Alexander Ular aber meint: „Lao-Tse weiß eben alles, was nur ein Mensch vom Wesen der Welt wissen kann .... Er kennt jede Fiber im Herzen des Menschen. Die Seele der

Massen hat für ihn kein Geheimnis. Das innere Leben seines Volkes und aller Völker ist ihm klar. Der ‚Gesellschaftsbau der Instinkte', das Wesen der Gesellschaft und ihres Lebens: er legt es in ruhiger Helle dar, zweitausendfünfhundert Jahre vor Nietzsche".

Soviel hier auch aufgezählt ist, es drückt nichts Wesentliches aus. Es ist wie ein Hinweggleitenwollen durch preisende Tiraden; es soll den Anschein erwecken, als hätte einer gründlich erfaßt, was er in Wahrheit nicht genügend erfaßt hat; kurz, hier will einer hinwegtäuschen. Ich wage nun allerdings nicht zu behaupten, daß ich den Taoteking völlig richtig erfaßt habe; aber soweit ich ihn erfaßt habe, muß ich sagen: daß sich Laotse um das Wesen der Gesellschaft und der Massen wenig kümmert. Sein Wesentliches scheint mir: er entfernt aus sich die Begrenzung. Dadurch aber, daß er aus sich die Begrenzung entfernt, realisiert er gleichsam erst sein Sein und bringt es so in das wahre Verhältnis zu aller übrigen Wirklichkeit. Daraus ergibt sich auch seine Stellung zu allem Wahrnehmbaren.

Die ganze Tonart seines Nachworts aber verrät Ular als einen Denker, der nicht weit in sich hinein gekommen ist. Auch er gehört zu jener Sorte Aufgeklärter, denen Religion „nichts als Anthropomorphisation des Unbekannten" ist. Ginge es nach ihnen, müßte der Soziologe Haeckel der größte Religionsstifter sein. Der wähnt ja wohl, die Rätsel des Daseins gelöst zu haben. Es wäre jedenfalls die größte Anthropomorphisation des Unbekanntesten.

Religion als Massenzuflucht mag Verfall des Religiösen sein. Das Religiöse aber erfordert, daß man das Hineinreichen des Menschlichen ins Ewig-Unbekannte, ins Göttlich-Verhangene gewahr wird. Es ergäbe sogar ein Ver-

legen alles dessen, was uns bekannt und vertraut ist, ins Göttlich-Verhangene. Auch der Taoteking bewegt sich in dieser Richtung. Wie wäre er auch sonst ein religiöses Dokument!

In „Laotse und ich" habe ich Laotse zu Nietzsche in Verwandtschaft gedacht: in dem Sinne, daß Wege, die dieser freigelegt, noch zu jenem führen mögen. In Laotse sah ich schon damals, an Nietzsche gemessen, eine Erfüllung. Auch Ular setzt am Schluß seines Nachworts die Beiden zu einander in Beziehung. „Von Lao-Tse zu Nietzsche" meint er, „beschreibt die Geschichte des Wissens von den letzten Dingen eine Spirale. Beide sind einander nahe. Wo aber ist der Anfang und wo das Endglied der Kurve? Lao-Tse müßte ein ferner Nachkomme Nietzsches sein. Oder China ist dreißig Jahrhunderte über Europa hinaus."

Man merkt wohl: Ular hat auch hier keinen festen Stand. Umso herausfordernder formt er natürlich die Folgerungen. Aber weder braucht Laotse ein ferner Nachkomme Nietzsches, noch China dreißig Jahrhunderte über Europa hinaus zu sein. Sondern: Nietzsche ist wohl auf dem Wege des Sicherschließens und auf der Suche nach dem Vorbild zusammengebrochen, während Laotse die völlige Erschlossenheit, den reinen Menschen, als Vorbild in sich trug und sein Werk danach gestaltete. Und ein China, das seinen Laotse erkennt, kennt gewiß keinen Glauben an eine Höherentwicklung; so kann es seinem Vorbild näher bleiben und über allen Fortschritt hinaus sein, indem es so auch dem Anfang näher ist und weiß, daß am Anfang die Vollendung ist. Unser vermeintliches Fortschreiten — als ein Fortschreiten vom Einenden — ist Niedergang; der wahre Fortschritt ist Rückkehr, ist Insichkehr: so belehrt mich der Taoteking. Ular jedoch läßt

Laotse „mit Dingen, Tatsachen und Ideen operieren, wo wir nur vermenschlichte Abbilder zur Verfügung haben“ und glaubt damit, die Operationsmittel Laotses als höchst überlegen hinzustellen. (Er vergißt dabei nur, daß der Mensch immer noch das höchste Operationsmittel für den Menschen ist.) Er nimmt auch „Rückkehr“ nicht für Rückkehr zum Ursprung, nicht für Insichkehr oder Heimkehr zu sich, zur Verhangenheit der Herkunft. Sondern er setzt einmal an ihrerstatt „der ewige Kreislauf“, und seiner Meinung nach verträgt es sich mit der Vorstellung Laotses, daß der Einzelne im Leben „zum Nichts wallt“.

Um das Fehlgehen Ulars besser ersichtlich zu machen, setze ich den betreffenden vierzigsten Spruch in den verschiedenen Fassungen der drei Vorlagen wie in meiner eigenen hierher.

Er lautet in der Bearbeitung Hartmanns:

Der Pfad des Tao geht rückwärts.
Die bezeichnende Eigenschaft von Tao ist Milde.
Alles in der Natur kommt vom Dasein
und das Dasein vom Nichtdasein.

Bei Richard Wilhelm:

Rückkehr ist die Bewegung des Sinns.
Schwachheit ist die Aeußerungsart des Sinns.
Alle Dinge in der Welt entstehen im Sein.
Das Sein entsteht im Nichtsein.

Bei Alexander Ular:

Der ewige Kreislauf ist die Bahn der Bahn;
Das Lassen ist das Tun der Bahn.
Die Einzelnen Wesen wallen zum Leben,
im Leben wallen zum Nichts.

In meiner Fassung:

Rückkehr ist die Bewegungsrichtung des Anschlusses.
Nichttun ist die Aeußerungsart des Anschlusses.
Es läßt das Leben aufgehen in das Sein;
Aufgehen in das Sein ist Nichtsein.

III.

Ich habe mich noch über meine Betitelung des Taoteking auszuweisen. Wie sich mir plötzlich das Wortzeichen „Der Anschluß“ für Tao einstellte, sagte ich schon. Mit der weiteren Benennung ging ich anfangs fehl. Dann kam mir der Gedanke, daß der dem „Tao“ folgende Wortlaut „Te-King“ nur eine nähere Bezeichnung des vorhergegangenen sei. Die vielen Deutungen, denen Tao ausgesetzt ist, befürworteten diese Annahme. Auch das Wortzeichen „Der Anschluß“ erlaubte nicht nur eine nähere Bezeichnung, sondern verlangte diese geradezu.

Inzwischen erbrachte mir meine Schrift über Weininger eine kleine Auseinandersetzung mit den Begriffen „Gewalt“ und „Befreiung“. Bei diesem Anlaß kam ich dazu, mich gegen das von Weininger gebrauchte Zitat

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet“

mit dem Bedenken zu wenden: Was wäre der Mensch, der sich von der höchsten Gewalt befreit hat? Worauf ich das Zitat dahin umprägte:

„Von dem Gesetz, das alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich zu ihm findet.“

Der Begriff „das Gesetz“ hat hier bereits für mich den Rang eines Höchsten und Ewigen: so wird er mir zugleich ein Verhangenes und Göttliches, und der Mensch, der in dieses Gesetz aufgeht, der höchste, der vorbildliche Mensch.

Im Verlauf meiner Ausführungen über Haeckers Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“, sowie in meiner größeren (noch unveröffentlichten) Schrift „Der Christ Kierkegaards“ identifiziert sich mir der vorbildliche Mensch immer mehr mit dem reinen Menschen der

Vorzeit. Der reine Mensch der Vorzeit ist aber das Vorbild der großen Weisen des Ostens: des Laotse wie des Tschuang-Tse. Und das Aufgehen in das Gesetz fordert zunächst den Anschluß. So ergab sich mir wie von selbst: „Der Anschluß an das Gesetz" (gemeint ist das verhangene göttliche Gesetz) als Benennung für den Taoteking.

„Der große Anschluß" zu sagen, berechtigt wohl schon die Beschaffenheit dieses Anschlusses. Zudem steht im Texte der Wilhelmschen Uebertragung öfters „Der große Sinn". Aber auch die Ularsche Benennung „Die Bahn und der rechte Weg" ist nicht danach angetan, meine Auffassung zu widerlegen. Besonders „Der rechte Weg" will sich dem Text der Sprüche nicht gut einordnen. (So sieht sich Ular z. B. im einundzwanzigsten Spruch genötigt, anstatt „Der rechte Weg" „Das Rechte" zu setzen. Die Stelle lautet: „Das Rechte ist die Erscheinungsform der Bahn".) Ja selbst was Ular von der Hieroglyphe „Te" sagt, kann von der Richtigkeit der Bezeichnung „Der rechte Weg" durchaus nicht überzeugen. Sie soll sich nämlich „aus dem Bilde des Geradeausgehens und dem Bilde des Herzens" zusammensetzen. Daraus konstruiert sich Ular „das seelische Geradeausgehen, den rechten Weg des Lebens". Aber das Bild des Herzens könnte auch ein ewig in sich Ruhendes bedeuten, daraus das immerwährende Leben strömt; es wäre bereits ein Gesetzliches. Und das Geradeausgehen könnte sich auf das Vorhergehende beziehen in dem Sinne, daß der Anschluß die gerade, die unmittelbare Verbindung mit dem Gesetz herstellt. Es wäre dann auch im Taoteking von dem Gesetz die Rede als von dem, was dem Anschluß zugrunde liegt. Und nicht umgekehrt, wie es „Der rechte Weg" erfordert, als dessen Grundlage die Bahn erscheint. Für das Leben bleibt

freilich der Anschluß das Maßgebende, weil das Gesetz nur durch den Anschluß vermittelt, das heißt: im Menschen erschlossen wird.

Richard Wilhelm setzt für „Te" ebenfalls „das Leben"; sein Fehlgehen ist, daß er für „Tao" „der Sinn" setzt. Tao als Weg genommen ergäbe: Der Weg zum Leben. Nichts anderes, nur in andere Beleuchtung gerückt, ist der Anschluß an das Gesetz. Diesen pflegt Laotse, der große Weise des Ostens, der den reinen Menschen der Vorzeit zum Vorbild hat. Jenen geht der Geistesmensch, der „Christ", der Christus zum Vorbild hat. Die Wesensart der beiden Vorbilder ist dieselbe. So lebt im reinen Menschen der Vorzeit bereits Christus, und der reine Mensch findet sich im Leben des Heilands wieder. Aber ein solches Leben hinterläßt nichts Greifbares. Was es hinterläßt, ist wie ein Leuchten, das von den Berufenen der zeitlich zunächst Stehenden aufgefangen und festzuhalten versucht wird. Das so aber auch vom Wesen der Berufenen, die noch keine Vollendeten sind, miterhält. Und das die Vollendetheit des reinen Menschen darum auch nie vollkommen wiedergibt.

Doch geht in den wenigen Werken, die das Leuchten eines reinen Menschen festzuhalten vermögen, immer noch soviel von der Vollendetheit des Vorbildes um, daß sie gleichsam den Abglanz eines Ewigkeitstages widerspiegeln und aus solcher Perspektive zu dem zeitlichen Leben Stellung nehmen. Im Taoteking tritt diese Stellungnahme vielleicht noch schärfer hervor durch die außerordentliche Knappheit und Ausdrucksfähigkeit seiner Bilderschrift. Manches in der Darstellung mag auch durch fernöstliches Wesen bedingt sein. Und der weisen Kühle der Jahre des Ver-

fassers verdankt das Festhalten des reinen Menschen im Werke wohl seine unsägliche Ruhe und Besonnenheit.

Meine Wiedergabe des Taoteking kann darum auch nichts Erfüllendes sein; das heißt: sie kann nicht in allen Stücken der Urschrift völlig gerecht geworden sein. Aber ich glaube manche Stelle entscheidend für die Aufnahme erschlossen zu haben. Daß ich mir manche Freiheit erlaubte, gebe ich gerne zu. Denn wo ich Mangel an Klarheit, oder einen Sinn vorgetäuscht und Banales gesagt fand, ersetzte ich es eben durch meine eigene Auffassung. Laotse gegenüber ist diese sicher besser zu verantworten als jenes.

Im Uebrigen half mir zuweilen auch das Zeitgeschehen meinen Text schmieden. So heißt zum Beispiel im zweiundsiebzigsten Spruch der erste Satz in der Bearbeitung aus dem Englischen: „Wenn die Menschen gegenwärtige Gefahren nicht beachten, so gehen sie den größten Gefährlichkeiten entgegen."

Der Theosoph Franz Hartmann deutet das so: „Wer den Keim des Irrtums nicht ausrottet, in dem wird er wachsen, fest wurzeln und sich ausbreiten".

Bei Alexander Ular heißt es: „Wer nicht mehr mit Unglück rechnet, vergeht durch Unglück".

Richard Wilhelm endlich sagt: „Wenn die Leute das Furchtbare nicht fürchten, so naht das große Fürchterliche". Und die Anmerkung hiezu lautet: „Das Furchtbare, das die Leute fürchten sollen, ist wohl der Tod".

Mir schien diese letzte Fassung wiederum die ehrlichste und entsprechendste; doch sie ist nicht klar genug. Da zeigte Karl Kraus in der „Fackel", wie die Presse Wiens (und die Presse als solche ist im Großen und Ganzen heute wohl überall von der gleichen Gemeinheit) anläßlich des Todes

einer alten Frau förmlich wetteiferte, vom Tode in einer Weise zu reden, als wäre er nicht mehr ernst zu nehmen. Bald nachher brach der große Krieg aus. Nun hatte ich Klarheit; ich setzte: „Wenn die Leute den Tod nicht mehr ernst nehmen, so zeigt ihnen das Leben seinen furchtbaren Ernst“ Und ich glaube, daß ich mit dieser Fassung, die mir heute nach mehr als zweieinhalb tausend Jahren das aktuelle Leben eintrug, die Größe und Unvergänglichkeit des Taoteking eher bezeuge als verletze.

So überlasse ich nun der Oeffentlichkeit diesen Versuch der Widergabe eines Dokumentes, das — wie kaum ein zweites — den Abglanz eines fernen vorbildlichen Lebens und dessen Halt und Verankerung in kurzen Sprüchen festhält, und das bereits fünfhundert Jahre vor Christus das Einende im Menschen verkündet.

Nago, Anfangs Dezember 1914
(zur Zeit des großen Krieges)

Erſter Teil: Der Anſchluß

Erſter Spruch

Der Anſchluß, den man herſtellen kann, iſt nicht der große Anſchluß;
der Zuſtand, den man ausdrücken kann, iſt nicht der große Zuſtand.
Unherſtellbar und unausdrückbar iſt das Weſen des ungetrennten Seins.
Benennung iſt Werden der Teilheiten.
Darum: Wer zum Ganzen ſtrebt, wird das Sein gewahr;
Wer zu einer Teilheit ſtrebt, wird des Scheines gewahr.
Im Grunde doch gibt es nur Eines.
Daß es mehrfach wird, erzeugt erſt die Gegenſätze.
Dieſes Einsſein im Grunde iſt unergründlich:
ſo bleibt es Geheimnis.
Es verſchließt wie ein Tor die Offenbarwerdung aller Kräfte.

*

Zweiter Spruch

Dadurch, daß das Schöne beſtimmt wird,
ergibt ſich auch das Häßliche.
Dadurch, daß das Gute beſtimmt wird,
ergibt ſich auch das Schlechte.
So ergibt dem Weſen nach das Sein das Nichtſein,
der Wahrnehmung nach das Mögliche das Unmögliche,
dem Raume nach das Große das Kleine,
dem Range nach das Hohe das Niedere,
dem Tone nach das Laute das Leiſe,
der Zeitlichkeit nach das Vorher das Nachher.

Darum auch der Vollendete:
Er lebt ohne zu bestimmen,
er belehrt ohne zu lehren,
er beschenkt ohne zu werten,
er schafft und vermehrt nicht,
er spendet und besitzt nicht,
er verlangt und behält nicht.
Und eben weil er nicht behält,
bleibt er immer in Fülle.

*

Dritter Spruch

Das Verdienstvolle nicht auszeichnen:
so verhütet man die Eifersucht.
Das Kostbare nicht überschätzen:
so verhütet man die Besitzgier.
Den Aufwand nicht übertreiben:
so verhütet man die Begehrlichkeit,
die das Herz verwirrt.
Darum auch der Vollendete:
Er bevorzugt nicht,
er überschätzt nicht,
er hält fern, was zur Begehrlichkeit anreizt.
So wird das Volk im Marke stark,
im Herzen wunschlos.
Es beirrt die Wissensbetörten im Handeln.
Das Nicht-handeln stellt sich ein:
so kommt das Einende zur Geltung.

*

Vierter Spruch

Der Anſchluß iſt weſenlos und verbindet doch mit allen Weſen.
Unerkenntlich benimmt er die Kenntlichkeit der Dinge.
So ſtumpft er das Scharfe,
entwirrt das Wirre,
tilgt allen Schein,
eint mit der Herkunft.
Er iſt nicht das Licht und bewirkt doch das Licht.
Er war früher herrſchend im Menſchen als irgend ein Herrſcher.

*

Fünfter Spruch

Das Allwährende kennt kein Lieben.
Ihm iſt alles Leben nur eine Daſeinsform,
die es wiederum aufgibt, ſobald ſie verbraucht iſt.
So auch der Vollendete: er kennt kein Lieben.
Ihm iſt das Leben nur eine Daſeinsform,
die er aufgibt, ſobald ſie verbraucht iſt.
Das Allwährende gleicht einem Blaſebalg:
ſeine Leere bedingt ſeine Fülle,
und er füllt ſich, indem er ſich bewegt.
So auch der Vollendete:
Worte erſchöpfen ihn nicht;
und indem er ſich ausgibt,
kommt er zur Fülle.

*

Sechster Spruch

Das Urseiende wandelt sich nicht.
Es ist das Ewig-Mütterliche.
Des Ewig-Mütterlichen Gestaltungsgabe
ist der Ursprung von Himmel und Erde.
Stetig gebärend bedarf es nie der Befruchtung.

*

Siebenter Spruch

Himmel und Erde haben Dauer.
Weil sie nicht das Vergängliche leben,
darum haben sie dauerndes Leben.
So auch der Vollendete:
Sich verlierend, gewinnt er sich;
sich verschwendend, erwirbt er sich;
sich aufgebend, behält er sich.

*

Achter Spruch

Wahre Güte gleicht dem Wasser:
es gibt allen Dingen Raum ohne Streit,
es weilt an abgelegensten Orten.
So fördert sie den Anschluß.
Sie zeigt sich:
Im Berufe als Verantwortlichkeit,
im Denken als Tiefe,
im Reden als Wahrhaftigkeit,
im Walten als Ordnung,

im Wirken als Vermögen,
im Tun als Rechtzeitigkeit.
Wer solche Güte übt,
befreit sich vom Leide.

*

Neunter Spruch

Wo man nicht stille hält, kann man nicht einfüllen;
Wo man beständig schärft, kann man nicht wahren;
Wo man Schätze anhäuft, kann man nicht sichern.
Ungezügelte Besitzgier zeugt Unheil.
Sein Leben in Zurückgezogenheit vollenden:
Das ist im Sinne des Anschlusses.

*

Zehnter Spruch

Völliges Sicherschließen führt zur Einheit mit allem:
es ermöglicht Unvergänglichkeit.
Völliges Sichbescheiden bringt die Einfalt zur Herrschaft:
es ermöglicht wie ein Kindlein zu werden.
Völlige Insichschau bewirkt Reinigung von Begehrlichkeit:
es ermöglicht Geistesfreiheit.
Völlige Fühlungnahme mit den Untergebenen erzeugt gegenseitiges Dienen:
es ermöglicht Ordnung ohne Verordnung.
Völlige Hinnahme des Geschicks als Gabe des Himmels:
es ermöglicht, daß das Ewige fruchtbar wird.
Völliges Klarsehen aus dem Bewußtsein seines Unwissens:
es ermöglicht die Preisgabe des Wissens.

Schaffen und nicht erwerben,
erhalten und nicht besitzen,
wachsen und nicht anhäufen,
vollenden und nicht herrschen:
so zeigt sich das verhangene Gesetz.

*

Elfter Spruch

Dreißig Speichen umgeben die Nabe;
Doch erst die Leere zwischen ihnen macht das Wesen des Rades aus.
Aus Thon formt man Gefäße;
Doch erst die Leere in ihnen macht das Wesen des Gefäßes aus.
Aus Wänden, in die man Fenster und Türen bricht, entsteht das Haus;
Doch erst die Leere innerhalb der Wände macht das Wesen des Hauses aus.
Darum: das Formbare bestimmt das Aussehen,
das Nichtformbare die Wesenheit.

*

Zwölfter Spruch

Zu grelle Farbe stumpft das Schauen,
zu lauter Schall stumpft das Hören,
zu stark Gewürztes stumpft den Geschmack,
zu heftige Leidenschaft stumpft das Gefühl,
zu große Genußgier stumpft das Erkennen.
Darum auch der Vollendete:
Er erhält sein Selbst und nicht die Umwelt;
er geht in sich hinein und entläßt das Außen.

*

Dreizehnter Spruch

Schande ist dasselbe wie Furcht;
Ehre ist dasselbe wie Ichwahn.
Was besagt: Schande ist dasselbe wie Furcht?
Schande ist erniedrigend;
erniedrigend, weil man sie als erniedrigend fürchtet.
Mit dem Sich-Nichtmehrfürchten
ist auch die Schande nicht mehr:
So ist Schande dasselbe wie Furcht.
Was besagt: Ehre ist dasselbe wie Ichwahn?
Ehre ist erhöhend;
erhöhend, weil man sich durch sie erhöht wähnt.
Mit dem Sich-Nichtmehrerhöht-Wähnen
ist auch die Ehre nicht mehr:
So ist Ehre dasselbe wie Ichwahn.
Darum: Wer zu sich selber findet,
nimmt Abstand von der Wertung der Welt.
Wer dieses Selbst lebt,
steht über der Welt.

*

Vierzehnter Spruch

Man schaut es, doch überschaut es nicht:
es ist unüberschaubar.
Man hört es, doch erhorcht es nicht:
es ist unerhorchbar.
Man faßt es, doch erfaßt es nicht:
es ist unerfaßbar.
Diese Dreiheit ist untrennbar und bildet Eines.
Seine Oberfläche ist nicht erhellt,

sein Grund ist nicht verdunkelt.
Es reicht zurück ins Nichtsein:
So hat es gestaltlose Gestalt,
so ist es wesenloses Wesen.
Indem es sich findet, verliert es sich.
Geht man ihm entgegen, zeigt sich kein Gesicht;
entfernt es sich, zeigt es keine Rückseite.
Es ist so: Wer den Anschluß hat,
ist Herrscher über das Daseinsgeschehen;
er ist verbunden mit dem nicht wahrnehmbaren Sein,
dem Nichtsein:
Es ist des Anschlusses nichtendende Verbindung.

*

Fünfzehnter Spruch

Die vorbildlichen Alten waren geeint mit den unsichtbaren
Kräften.
So waren sie tief, daß man sie nicht erkennen konnte.
So entzog sich ihre Größe der äußeren Wahrnehmung.
Sie waren vorsichtig, wie wer im Winter über den Strom
setzt,
wachsam, wie wer um sich Feinde vermutet,
zurückhaltend wie Fremdlinge,
zurückweichend vor Marktlärm wie Schnee vor der Sonne,
schlicht wie unbehauenes Holz,
umwandet wie eine Talung,
undurchsichtig wie trübes Wasser.
Wer vermöchte (wie sie) solche Trübe durch Unbewegtheit
zu klären?
Wer vermöchte (wie sie) solche Unbewegtheit durch seine
Bewegtheit zu erreichen?

Sie hatten den Anschluß: so waren sie sich selbst genug
und mieden den Fortschritt.
Im Geringsein fanden sie ihre Vollendung.

*

Sechzehnter Spruch

Tut einer alles von sich ab, was nicht er selbst ist, wird es
stille in ihm.
So fühlt er den Zusammenhang aller Wesen.
Er schaut sie in sich zurückkehren:
sie entlassen alles Angenommene
und wenden sich zurück zum Ursprung.
Rückkehr zum Ursprung ist Rückkehr zur Bestimmung.
Rückkehr zur Bestimmung ist Aufnahme des Ewigen.
Das Ewige aufnehmen ist Weisheit.
Wer das Ewige nicht aufnimmt, verweilt in Blindheit.
Wer aber das Ewige aufnimmt, festigt sein Sein.
Festigkeit des Seins verleiht Stärke.
Stärke verleiht Unbewegbarkeit.
Unbewegbarkeit führt zum Anschluß.
Der Anschluß erbringt Dauer.
Und ist alles Angenommene abgelegt,
erleidet das Selbst kein Uebel mehr.

*

Siebzehnter Spruch

Die ganz Großen wurden als Herrscher nicht gespürt,
Weniger Große werden geliebt und gelobt,
Mindere werden gefürchtet,
Noch Mindere werden mißachtet. —

Erſt wo Höherem vertraut wird,
ſammelt ſich das Vertrauen.
Wortkarg aus Wortwertung
fand bei jenen das Werk Erfüllung:
Und das Volk glaubte ſich ſelbſtändig.

*

Achtzehnter Spruch

Der große Anſchluß kam abhanden:
es erbrachte die Teilwertung der Dinge.
Satzung und Sitte kamen auf:
es erbrachte die großen Lügen.
Die Blutsverwandten wurden uneins:
es erbrachte Kindespflicht und Verwandtſchaftsgebot.
Das urſprüngliche Gemeinweſen verlor ſich:
es erbrachte Spaltung in Völkertum.

*

Neunzehnter Spruch

Das Wiſſen preisgeben, die Berechnung verwerfen:
und das Gemeingefühl wird ſich hundertfach vermehren.
Die Pflicht preisgeben, die Sittlichkeit verwerfen:
und Liebe und Familienſinn werden wiederkehren.
Den Ehrgeiz preisgeben, die Gewinnſucht verwerfen:
und Schelme und Diebe wird es nicht mehr geben.
Solche dreifache Grundſätzlichkeit iſt nicht erfüllbar durch Zuſammenſtehen.
Sie hat als Vorbedingung: Einzeln ſein,
Feſthalten an der Lauterkeit,
Bewahrung der Einfachheit, die ſich ſelber genügen will.

*

Zwanzigster Spruch

Verstand ist Verschließung des Lebens.
Ob man so oder so bejaht — wie nichtig!
Ob man so oder so handelt — wie wichtig!
Handeln wie alle Welt: Einsichtgeborene Pflicht?
O verwerfliche Trübsicht!
Allewelt wird leicht fortgeschwemmt von oberflächlicher Freude:
ein Feiertag, eine Frühlingsnacht ....
Ich hingegen, tief ankernd am Grund des Gefühlsstroms,
bin heiter und still in der Freude gleich wie ein Kindlein.
Ich lebe und webe ... mich fort und fort wandelnd.
Allewelt wünscht das Hinzu;
Ich hingegen ersehne das Hinweg.
Ich bin linkisch im Leben, entrate des Zwecksinns! ...
Allewelt weiß;
Ich hingegen hab wirre Gedanken! ...
Allewelt hat Gemeinschaftstrieb;
Ich hingegen liebe die Oede der Einsamkeit:
O Einöde, hab ich noch nicht deine Mitte erreicht! ...
Ich walle wie das Meer, immerfort ziellos ...
Allewelt hat Erfahrung;
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor! ...
Ich bin anders als allewelt,
bin fremd unter den Menschen:
Doch ich bin
und nähre mich von meiner Mutter Brust!

*

Einundzwanzigster Spruch

Das Freiwerden des Gesetzes bewirkt der Anschluß.
Diese Wirkung des Anschlusses ist unwahrnehmbar und undarstellbar.
Unwahrnehmbar und undarstellbar geht in ihm das Schauen um,
Unwahrnehmbar und undarstellbar geht in ihm das Fühlen um,
Unwahrnehmbar und undarstellbar geht in ihm das Leben um.
Dieses Leben ist in der Wahrheit.
Ihm entstammt das reine Menschentum.
Solches Leben kennt kein Vergehen.
Von Anbeginn bis heute ist es unverändert.
Es verbindet mit dem Urgrund des Seins.
Wie weiß ich das?
Eben durch solches Leben.

*

Zweiundzwanzigster Spruch

Geringes wird erhöht,
Biegsames erstarkt,
Leeres wird voll,
Altes wird neu,
Wenig wird mehr,
Zu Reichliches verfällt.

So auch der Vollendete:
Er steht für sich allein und wird Vorbild der Gesamtheit;
Dienstbar den Regungen in sich, erstarkt er;
Empfangend sich preisgebend, kommt er zur Fülle;

Das Ursprüngliche aufzeigend, erhält er verjüngteste Leuchte;
Anspruchslos für sich, vermehrt er sein Nichtbedürfen.
So bewährt sich der alte Spruch:
„Geringes wird erhöht"!
Der Vollendete erweist dessen Wahrheit.

*

Dreiundzwanzigster Spruch

Weniger Berechnung, dann geht das Handeln besser.
Ein Orkan überdauert nicht den Tag.
Ein Platzregen währt keinen Morgen lang.
Und wessen Schöpfung sind sie?
Des Himmels und der Erde.
Wenn nun selbst Schöpfungen des Himmels und der Erde
nicht Bestand haben,
um wie viel weniger Schöpfungen der Menschen.
Darum: Im Handeln den Anschluß walten lassen:
um eins zu werden mit der Macht des Anschlusses.
Das Gesetz walten lassen:
um eins zu werden mit der Kraft des Gesetzes.
Die Verlorenheit walten lassen:
um eins zu werden mit dem Wesen der Verlorenheit.
So du eins bist mit der Macht des Anschlusses,
wirkt dieser für deine Erhaltung.
So du eins bist mit der Kraft des Gesetzes,
wirkt dieses für deine Erhaltung.
So du eins bist mit dem Wesen der Verlorenheit,
wirkt diese für deine Erhaltung.
Nur Gleichwertiges findet vor dem Ewigen Bestand.

*

Vierundzwanzigster Spruch

Wer auf den Zehen steht, steht nicht fest;
Wer mit gespreizten Beinen geht, kommt nicht vorwärts;
Wer selber leuchten will, ist nicht erleuchtet;
Wer sich hervortun will, ist nicht selbständig;
Wer hoch hinaus will, ist im Niedergang;
Wer nach Macht strebt, ist nicht eigenmächtig.
Alles das ist, im Sinne des Anschlusses, nichtiges Tun;
Wer den Anschluß hat, hält sich ihm fern.

*

Fünfundzwanzigster Spruch

Das Urseiende kennt keine Trennung von Himmel und Erde:
so tief, so still, so eines ist es!
Ewig sich gleich bleibend, kennt es keine Unsicherheit.
Ewig sich wandelnd, kennt es keinen Wechsel.
Man kann es fassen als Mutter alles Seins.
Ich weiß seinen Namen nicht,
aber der Mensch erschließt es sich im Anschluß.
Mich mühend, seine Art zu künden, nenne ich es: groß.
Groß: das ist unermeßlich.
Unermeßlich: das ist unnahbar fern.
Unnahbar fern: das ist in sich zurückkehrend.
Darum: der Anschluß ist Großes,
der Himmel ist Großes,
die Erde ist Großes,
und der Mensch ist Großes.
So gibt es vier erste Größen im Dasein;
eine davon ist der Mensch.
Der Mensch ist der Erde unterworfen,

die Erde ist dem Himmel unterworfen,
der Himmel ist dem Anschluß unterworfen,
der Anschluß ist sich selber unterworfen.

*

Sechsundzwanzigster Spruch

Die Schwere ist die Tiefe des Leichten,
die Ruhe ist die Tiefe der Bewegung.
Darum auch der erschlossene Mensch:
er trennt sich nicht von der Schwere, was immer er tun mag;
er zeigt sich in der Bewegung nicht bewegt;
er weilt in sich.
So auch der Herrscher:
Er wird das Herrschen nicht leicht nehmen,
er wird von der Bewegung nicht bewegt werden.
Durch Leichtnehmen verliert man den Halt der Tiefe;
durch Bewegtheit verliert man die Ruhe der Herrschaft.

*

Siebenundzwanzigster Spruch

Guten Geher trägt das Gehen,
Guten Redner lenkt die Rede,
Guten Rechner hemmt keine Berechnung,
Gutem Schließer hält der Verschluß ohne Schloß und Riegel,
Gutem Binder hält das Gebundene ohne Band und Ring.
So auch der Vollendete:
Immer getragen, erträgt er die Mitmenschen;
Immer gelenkt, weiß er stets Rat und Hilfe;
Immer ohne Berechnung, ist er allzeit erleuchtet.
So hat sein Tun zweifachen Wert:
Es macht die Berufenen zu Bildnern der Unberufenen;

es macht die Unberufenen zum Bildungsstoff für die Berufenen.
Seine Bildner schätzen, seinen Bildungsstoff lieben:
das bildet das Rückgrat natürlichster Ordnung,
das ist von wesentlicher Bedeutung.

*

Achtundzwanzigster Spruch

Wer die Kraft seines Willens gewahr wird
und dennoch in Willigkeit verharrt,
treibt in der Strömung des Allgeschehens.
Wer in solcher Strömung treibt,
vergeht sich nicht mehr gegen das Gesetz;
so kann er wieder gelenkt werden wie ein Kindlein.

Wer sein eigenes Leuchten gewahr wird
und dennoch im Dunkel verharrt,
bekundet das Wesen des Allgeschehens.
Wer solches Wesen bekundet
eröffnet in sich das Gesetz:
so kann er wieder sich einig fühlen als Einzelner.

Wer seinen Wert gewahr wird
und dennoch in Verruf verharrt,
erreicht die Tiefe des Allgeschehens.
Wer solche Tiefe erreicht,
ist erfüllt von dem Gesetz:
so kann er sich wieder der Einfalt überlassen.
Einfalt ist die Betätigung der Vollkommenheit.
Der Vollendete, sie übend, wird Herrscher der Herrscher:
durch Aufgehen in das höchste Herrschen
erlangt er höchstes Herrschen.

*

Neunundzwanzigster Spruch

Das Erdreich regieren wollen mit Gewalt:
es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Kraft,
der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es regieren wollen, bringt es in Unordnung,
es festigen wollen, macht es wanken.
Denn jedes Tun zeitigt eine Gegenwirkung.
Hier bringt es hinauf, dort herunter;
hier entfacht es Begeisterung, dort Niedergeschlagenheit;
hier löst es Kraft aus, dort Erschlaffung;
hier ist es Gewinn, dort Verlust.
Darum auch der Vollendete:
Er meidet Tatenlust,
er meidet Tatenprunk,
er meidet Tatenlohn.

*

Dreißigster Spruch

Im Sinne des Anschlusses herrschen
ist herrschen ohne Gewalt.
Mit Gewalt herrschen hat schlimme Rückwirkung.
Wo Krieg war, wächst aus dem Schutt der Dorn.
Großen Heeren folgt sicher kümmerliche Zeit.
Der Tüchtige braucht nicht Gewalt.
Er ist tapfer, ohne sich zu rüsten;
er ist tapfer, ohne sich zu brüsten;
er ist tapfer, ohne Anspruch auf Verdienst;
er ist tapfer, ohne Anwendung von Strenge;
er ist tapfer, ohne Machtbegehren.

Was darüber ist, ist Uebereifer.
Uebereifer entbehrt des Anschlusses.
Was nicht den Anschluß hat, ist nicht von Dauer.

*

Einunddreißigster Spruch

Gewalt herrscht nicht im Bereich des Anschlusses.
Kraft ist wider Gewalt.
Der Edle erstrebt das Gewaltlose.
Waffen sind nicht Werkzeug des Edlen und Weisen;
nur genötigt, gebraucht er sie.
Er freut sich auch nicht des Sieges durch Waffengewalt.
Wie könnte er sich der Vernichtung vieler Menschenleben freuen!
Wer sich solcher Vernichtung freute, kann des Erdreichs nicht froh werden.
Frohheit stellt sich auf geringen Platz,
der Ehrenplatz ist für den Leidbetroffenen.
Bei Freudenfesten gilt die Linke als Ehrenplatz,
die Trauerfeier kennt die Rechte als Ehrenplatz,
die Siegesfeier sieht den Untergebenen links, den Anführer rechts:
solche Anordnung entspricht der Trauerfeier.
Menschenleben-Vernichtung ist zu beweinen.
Sieg durch Gewalt verlangt Trauer.

*

Zweiunddreißigster Spruch

Der Anschluß in seiner Raum- und Zeitlosigkeit
kennt keine Namen.

Als Einheit erfaßt er das All;
so erlangt jedes Ding die Einfachheit seines Ursprungs.
Das Jenseits fließt in das Diesseits:
so fließt himmlischer Befruchtung Tau
und tilgt alle Grenzen.
Doch erst äußere Begrenzung bewirkt Benennung:
so hat jede Benennung ihre Bedingtheit.
Das Wissen um solche Bedingtheit wahrt vor Verwirrung.
Der Anschluß verhält sich zum Erdengeschehen
wie ein grenzenloses Talbett zu den Bächen und Strömen,
die es durchziehen.

*

Dreiunddreißigster Spruch

Andere erkennen ist klug,
sich selber erkennen ist weise;
Andere lenken ist Macht;
sich selber lenken ist Erleuchtung;
Sich selber durchsetzen ist Kraft,
sich selber aufgeben ist Reichtum;
Nicht Zeitliches festhalten ist Ewigkeit,
nicht vergehen mit dem Tode ist Unsterblichkeit.

*

Vierunddreißigster Spruch

Der große Anschluß ist allverbindend,
Hier und Dort ist aufgehoben in ihm.
Das All strömt aus ihm, ruht in ihm,
und jedes Geschöpf erhält seinen Anteil.
Das Werk wird vollbracht, und es gibt kein Verdienst;

die Geschöpfe sind untertan, und es gibt keinen Herrn.
Aufgehen ins All — wie macht es gering!
Aufnehmen das All — wie macht es groß!
So auch der Vollendete:
Er strebt nicht nach Größe,
das Große erfüllt ihn.

*

Fünfunddreißigster Spruch

Wer sich die große Ursprünglichkeit wahrt,
hält allem Geschehen Stand.
Was auch kommt, es verletzt nicht.
Stille, Freiheit, Selbstseligkeit sind sein eigen.
Du wanderst als Fremdling deinen Weg,
bei dir verweilend wie bei Melodien.
Von dem Anschluß berührt, wird der Mund stumm;
das Auge schaut und gewahrt Nicht-Sehbares;
das Ohr horcht auf und vernimmt Nicht-Hörbares;
das Aufgehen in ihn aber macht dich unerschöpflich.

*

Sechsunddreißigster Spruch

Was klein wird, muß zuerst groß sein;
Was schwach wird, muß zuerst stark sein;
Was gering wird, muß zuerst erhöht sein;
Was leer wird, muß zuerst gefüllt sein.
Hierin liegt die verborgene Zusammengehörigkeit.
So ist weich nur eine Abstufe von hart;
schwach nur eine Abstufung von stark.

Aber wie der Fisch nicht leben kann außerhalb seines Elementes, des Wassers,
so auch der Mensch nicht außerhalb der Unerforschlichkeit seines Wesens.

*

Siebenunddreißigster Spruch

Der Anschluß, verweilend im Nichttun, bewirkt alles Tun.
Er ist Vorbild der Ordnung.
Hätten ihn Herrscher, es ordnete sich alles von selber.
Doch jeder ordnet nach seinem Vorteil.
Ich aber halte fest an meiner Einfalt, die nichts weiß.
So weiß ich auch nichts von Vorteil.
Das Nichtwissen um den Vorteil erbringt die Wunschlosigkeit.
Wunschlosigkeit führt zur Ruhe in sich:
Also wird das Einende frei.

Zweiter Teil: Das Gesetz

Achtunddreißigster Spruch

Was Gesetz ist, trachtet nicht Gesetz zu werden.
Die Gesetze der Menschen trachten Gesetz zu werden:
also sind sie nicht Gesetz.
Das Gesetz bestimmt nicht und beabsichtigt nicht.
Die Gesetze der Menschen bestimmen und beabsichtigen.
Die Liebe bestimmt, doch beabsichtigt nicht.
Die Rechtsprechung bestimmt und beabsichtigt.
Die Sittlichkeit lebt von Bestimmungen und Absichten;
so bedarf sie der Gewalt zu ihrem Bestand.
Darum: Mit dem Anschluß kommt auch das Gesetz
abhanden.
Fehlt das Gesetz, so kommt die Liebe hoch.
Fehlt die Liebe, so kommt die Rechtsprechung hoch.
Fehlt die Rechtsprechung, so kommt die Sittlichkeit hoch.
Sittlichkeit ist Schein, ist Trugbild der Liebe und des
Zerfalls Beginn.
Darum auch der Vollendete:
Er läßt vom Schein und hält sich an das Sein:
er entzieht sich der Teilheit und bringt sich zum Ganzen;
er geht in sich hinein und entläßt das Außen.

*

Neununddreißigster Spruch

Sein ist Vollzug des All-Einen.
So erlangte der Himmel seine Helle,
so erlangte die Erde ihre Festigkeit,
so erlangte die Seele ihr Bewußtsein,

so erlangte das Räumliche seinen Inhalt,
so erlangte jedes Geschöpf sein Leben,
so erlangte der Herrscher das Richtmaß für seine Herrschaft.

Dies alles ist durch das All-Eine.
Ohne die so erlangte Helle verlöschte der Himmel,
ohne die so erlangte Festigkeit zerbräche die Erde,
ohne das so erlangte Bewußtsein zerflösse die Seele,
ohne den so erlangten Inhalt schwände das Räumliche,
ohne das so erlangte Leben gäbe es kein Geschöpf,
ohne das so erlangte Richtmaß verdürbe die Herrschaft.
Denn das Herrschen hat das Dienen als Grundlage.
Hoch beruht auf Nieder.
Darum: Der Herrscher fühlt sich als Werkzeug,
vereinsamt als Untertan ewiger Ordnung,
verwaist als Angehöriger solcher Gebundenheit.
So ist er Bestandteil, der dem Vollzug des Ganzen dient.
So zerbrechend die brüchige Unförmlichkeit gewaltsamer Ordnung,
erhält das Herrschen des Edelsteins harte geregelte Form.

*

Vierzigster Spruch

Rückkehr ist die Bewegungsrichtung des Anschlusses;
Nichttun ist die Aeußerungsart des Anschlusses.
Es läßt das Leben aufgehen in das Sein;
Aufgehen in das Sein ist Nichtsein.

*

Einundvierzigster Spruch

Der wahrhaft Weise, der zum Anschluß findet, läßt nicht mehr von ihm.
Der weniger Weise, der zum Anschluß findet, verliert ihn wieder.
Unweises Wissen aber weiß nichts vom Wesen des Anschlusses;
so spottet es über ihn, wo immer es von ihm hört.
Kennte solches Wissen den Anschluß, könnte dieser nicht der große Anschluß sein.

Darum prägte ein Weiser die Worte:
Der Lichtquell des Anschlusses ist die Verhangenheit,
der Fortschritt des Anschlusses ist die Rückkehr,
die Ganzheit des Anschlusses ist höchste Vereinzelung.
Das Gesetz in seiner Größe tritt nicht in Erscheinung.
Die größte Klarheit erscheint als Verwirrung.
Das Gesetz in seiner Weite erscheint als Enge.
Das Gesetz in seiner Stärke erscheint als Schwachheit.
Das Unveränderliche erscheint als Veränderlichkeit.
Endlose Vierseitigkeit kennt keine Ecken.
Endloser Raum kann nicht gefüllt werden.
Endloser Ton macht sich nicht hörbar.
Endloses Bild nimmt nicht Gestalt an.
So vollbringt der Anschluß in Verborgenheit;
er entzeitigt Anfang und Ende.

*

Zweiundvierzigster Spruch

Der Anschluß zeitigte Einheit.
Einheit zeitigte Zweiheit.
Zweiheit zeitigte Dreiheit.
Dreiheit zeitigte die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe

Alle dieſe Geſchöpfe ſtehen, ihrer Herkunft nach, im Nicht-
offenbaren;
ihrer Erſcheinung nach im Offenbaren.
Was ſie eint, iſt der Atem des Unenträtſelbaren, das in
allem vorhanden iſt.
Die Vielen doch ſcheuen, was die Einzelnen leben:
Geringſein, verwaiſtſein, vereinſamtſein.
Dem Geringſein wird noch Erhöhung,
der Ueberhebung folgt Erniederung.
Solches erweiſt das Geſchehen. Ich lehre noch:
Der Willfährige, der das Geſchehen lebt, erreicht nicht ſein
Ende.
Das ſoll die Grundlage meines Tuns ſein.

*

Dreiundvierzigſter Spruch

Das Nachgiebigſte auf Erden übertrifft in der Selbſtbehaup-
tung auch das Hartnäckigſte auf Erden.
Das Nichtſeiende (das in das Sein Aufgehende) durchdringt
auch das verſchloſſenſte Sein.
Es zeigt die Ueberlegenheit des Tun-Erleidens.
Lehren durch Nichtlehren, ſich betätigen durch Nichttun
iſt ein Seltenſtes unter den Menſchen.

*

Vierundvierzigſter Spruch

Was ſteht näher: Der Ruf oder das Ich?
Was gilt mehr: Das Ich oder der Beſitz?
Was iſt ſchlimmer: Erwerben oder Verlieren?

Es ist so:
Wer Aeußerem nachhängt, verläßt notwendig Größeres.
(Also wird Erwerb Verlust.)
Wer viel Besitz anhäuft, verengt notwendig sein Inneres.
(Also verarmt das Ich durch Besitz.)
Wer auf seinen Ruf zuviel bedacht ist, entfernt sich notwendig von seinem wahren Wesen.
(Also entfernt der Ruf das Ich.)
Wessen Ich sich auf sich selbst beschränkt,
kommt nicht in Gefahr, sich an Vergängliches zu verlieren
und erlangt so Unvergänglichkeit.

*

Fünfundvierzigster Spruch

Höchste Vollkommenheit muß wie Mangel aussehen:
so bleibt sie höchste Vollkommenheit.
Höchster Besitz muß wie Nichtbesitz aussehen:
so bleibt er höchster Besitz.
Höchste Gerechtigkeit bleibt Nicht-Rechten.
Höchste Weisheit bleibt die Einfalt.
Höchste Verlautbarung bleibt die Stille.
Bewegung bezwingt Kälte,
Ruhe bezwingt Hitze.
So bleibt das Allwährende das Richtmaß des Menschen.

*

Sechsundvierzigster Spruch

Ist der Anschluß herrschend auf Erden,
so helfen Soldatenpferde beim Pflügen.
Ist der Anschluß abhanden gekommen auf Erden,

zerstampfen die Pferde der Krieger die Aecker.
Keine größere Verirrung gibt es als Herrschsucht,
Kein größeres Uebel gibt es als Besitzgier,
Keinen größeren Mangel gibt es als Mangel an Genügsamkeit.
Denn erst Genügsamkeit ermöglicht dauerndes Genügen.

*

Siebenundvierzigster Spruch

Ohne aus dem Hause zu gehen, macht man die größte Bekanntschaft.
Ohne aus dem Fenster zu sehen, kommt man zur weitesten Aussicht.
Wer sich viel umsieht, erkennt wenig.
Darum auch der Vollendete:
Er lernt kennen ohne zu reisen;
Er erkennt ohne sich umzusehen;
Er vollendet ohne zu handeln.

*

Achtundvierzigster Spruch

Wer das Erlernen pflegt, häuft an;
Wer den Anschluß pflegt, legt ab.
Er verringert sein Tun immer mehr und mehr,
bis er anlangt beim Nichttun.
Durch Nichttun bleibt nichts ungetan.
Das Einende wird erst dem zuteil,
der nicht mehr tun will.
Gewolltes Tun erlangt nicht das Einende.

*

Neunundvierzigster Spruch

Der Vollendete sorgt nicht für sich;
er schaut das Fürsichsorgen der Anderen als Quell der Sorgen.

Gut sein zu den Guten
und gut sein auch zu den Nichtguten;
denn das Gesetz erheischt Güte.
Redlich sein zu den Redlichen
und redlich sein auch zu den Nichtredlichen;
denn das Gesetz heischt Redlichkeit.

So lebt der Vollendete verloren unter den Vielen,
aber er erhält sich das Einende.
Die Vielen starren ihn staunend an;
er aber betrachtet sie alle als unmündige Kinder.

*

Fünfzigster Spruch

Ins Leben treten heißt ins Sterben eingehen.
Drei von zehn sind Knechte ihrer Lebenssucht,
Drei von zehn sind Knechte ihrer Todesscheu,
Drei von zehn suchen frei zu werden zum Leben
und sind doch beengt von der Vorstellung sterben zu müssen.
Warum das? Weil sie sich an dieses Leben halten.
Der Eine doch, der das Leben zu leben weiß,
schreitet durchs Land und fürchtet nicht Tiger noch Einhorn,
geht durch den Feind und bedarf keiner Rüstung.
Das Einhorn fände an ihm nichts zum Einbohren für sein Horn,

Der Tiger fände an ihm nichts zum Einſchlagen ſeiner Tatzen,
Der Feind fände an ihm nichts zum Eindringen ſeiner Waffen.
Warum das?

Weil er über dieſem Leben lebt.

*

Einundfünfzigſter Spruch

Der Anſchluß bewirkt,
das Geſetz erhält.
Die Art ſtellt die Form,
die Kraft vollbringt.

Darum auch:

Der Anſchluß iſt von allen Geſchöpfen zu ehren,
dem Geſetz iſt von allen Geſchöpfen willig zu begegnen.

Wird der Anſchluß geehrt und dem Geſetz willig begegnet,
geht alles geordneten Gang ohne Pflicht und Gebot.

Der Anſchluß bewirkt alles:

Er nährt und fördert,
formt und reift,
feſtigt und wahrt,
läßt alles ſich vollenden.
Er lenkt und iſt nicht der Lenker,
er wirkt und iſt nicht der Bewirker,
er ordnet und iſt nicht der Herr.
Das iſt das verborgene Geſetz.

*

Zweiundfünfzigster Spruch

Was den Menschen in das Dasein gesetzt hat,
erscheint als die Mutter des Menschen.
Die Mutter anerkennen heißt wissen ihr Kind zu sein.
Wissen Kind zu sein heißt das Herkommen aus der Mutter fortleben.
Wer dieses Herkommen fortlebt, widersteht dem Aufhören seines Selbst.
Wer den Eigenwillen aufgibt und seine Ausgänge verschlossen hält,
widersteht aller Mühsal des Lebens.
Wer dem Eigenwillen Lauf läßt und alles durchsetzen will,
gerät bald in Hilflosigkeit zum Leben.
Wer auf den Grund sieht, sieht klar;
Wer seine Milde bewahrt, hat Kraft;
Wer seine Klarsicht gebraucht,
um zurückzukehren zur Herkunft,
hinterläßt kein Selbst der Vernichtung.
Das heißt: das Ewige erwerben.

*

Dreiundfünfzigster Spruch

Den Anschluß erlangen heißt mich selber mir gewinnen.
Der große Anschluß führt weit hinein.
Die Menschen doch lieben die äußerlichen Pfade.
Aber wo glänzende Paläste sind,
gibt es brache Felder und leere Scheunen.
Kleideraufwand und Waffenprunk,
üppige Gelage und Großtun:
das führt zu Räuberwirtschaft —
nicht zum Anschluß.

*

Vierundfünfzigster Spruch

Was gut eingepflanzt ist, läßt sich nicht ausreißen.
Was gut festgehalten wird, läßt sich nicht losmachen.
Was in die Herzen der Nachkommen eingeht, findet sein Fortleben.
Das ist so:

Im Ichleben zeigt sich das Gesetz als Festigkeit,
im Familienleben zeigt sich das Gesetz als Gedeihen,
im Gemeindeleben zeigt sich das Gesetz als Haltbarkeit,
im Volksleben zeigt sich das Gesetz als Innenkraft,
im Gesamtleben zeigt sich das Gesetz als Einendes.

Darum: Das Ich ist zu werten nach seiner Festigkeit,
die Familie nach ihrem Gedeihen,
die Gemeinde nach ihrer Haltbarkeit,
das Volk nach seiner Innenkraft,
die Gesamtheit nach ihrem Einenden.
Wie erkenne ich, daß es so beschaffen ist?
Daß es in mir so beschaffen ist.

*

Fünfundfünfzigster Spruch

Wer des Gesetzes Ganzheit verwirklicht
gleicht einem neugebornen Kindlein.
Das fürchtet nicht giftigen Geziefers Stich,
fürchtet nicht der wilden Tiere Angriff,
fürchtet nicht des Raubvogels Stoß.
Es hat weiche Knochen und zarte Sehnen
und kann doch fest zugreifen;
es weiß nichts von Geschlechtlichkeit
und doch wallt sein Blut.
Welch vollendeten Lebens Fülle!

Es kann schreien den ganzen Tag
und wird doch nicht heiser.
Welch vollendeter Ordnung Kraft!
Dieses Ordnende erlangen heißt Ewig bestehen;
in dieses Bestehen eingehen heißt erleuchtet sein.
Sich seinen Lebensgewohnheiten ergeben nennt man glücklich sein;
sich seinen Leidenschaften ergeben nennt man stark sein.
Doch dieses Starksein ist nicht von Dauer.
Denn diese Stärke entbehrt des Anschlusses.
Und was nicht den Anschluß hat, verfällt der Vernichtung.

*

Sechsundfünfzigster Spruch

Wer erkennt, verordnet nicht;
Wer verordnet, erkennt nicht.

Den Eigenwillen aufgeben,
die Sinne wahren,
die Schärfe mildern,
das Wirre klären,
das Blendende dämpfen,
dem Geringen sich zugesellen:
Das ist das Verborgen-Einende.
Nicht berührt werden von Ruhm,
nicht berührt werden von Nichtbeachtung,
nicht berührt werden von Vorteil,
nicht berührt werden von Verlust,
nicht berührt werden von Ehre,
nicht berührt werden von Schande:
Das ist das Ueberlegen-Einende.

*

Siebenundfünfzigster Spruch

Den Frieden gewinnt man durch Sichbescheiden;
den Streit gewinnt man durch Sichbeherrschen;
das Einende gewinnt man durch Nichttun.
Wie weiß ich solches über das Einende?
Das ist so:

Je mehr Verbot, umsomehr Uebertretung.
Je mehr Vorschrift, umsomehr Nichterfüllung.
Je mehr Berechnung, umsomehr Fehlgehen.
Je mehr Handeln, umsomehr Verirrung.

Darum sagt der Vollendete:
Ich vermeide es zu verbieten, und die Leute tun von selber recht;
Ich vermeide es vorzuschreiben, und die Leute ordnen alles von selber;
Ich vermeide es zu berechnen, und die Leute finden von selber ihr Gedeihen;
Ich vermeide es zu handeln, und die Leute einen sich von selber.

*

Achtundfünfzigster Spruch

Nichttun im Ordnen — und der Mensch gerät;
Emsig tätiges Ordnen — und der Mensch mißrät.
Mißratenes ist es, in dem Wohlgeratenes begraben liegt;
Wohlgeratenes ist es, auf das Mißratenes lauert.
Wer bestimmt aber, welches siegt?
Ordnen?
Ordnen bringt nur aus der Ordnung.
Gerade verkehrt sich in krumm;
Gut verkehrt sich in schlecht.

O ewig währende menschliche Blindheit,
die nicht erkennt, daß es das Höchste ist,
wenn nicht geordnet wird!
Darum auch der Vollendete:
Er ist Ordner ohne zu ordnen,
Er bezwingt ohne zu zwingen,
Er ist aufrecht ohne hart zu sein,
Er ist licht ohne zu glänzen.

*

Neunundfünfzigster Spruch

Man fördert den Menschen,
man dient dem Geistigen
am besten durch Nichttun.
Nichttun ist Tunerleiden:
es bringt in Einklang mit dem Gesetz.
Ist man in Einklang mit dem Gesetz,
so steht man über allem Geschehen.
Steht man über allem Geschehen,
so verliert man aus sich die Begrenzung.
Verliert man aus sich die Begrenzung,
so gewinnt man Anteil am Grenzenlosen.
Teilhaben am Grenzenlosen verleiht ewigen Bestand.
Ein solcher Mensch gleicht einem Baum:
die Wurzel in tiefer Verhangenheit,
der Stamm unüberwindlich stark,
das Wachstum kein Ziel erreichend.

*

Sechzigster Spruch

Eine große Vielheit ist achtsam zu leiten,
so wie man kleine Fischlein brät.
Leitet man solche Vielheit entsprechend dem Anschluß,
so verliert sich in jedem Einzelnen das Wollen.
Nicht daß der Einzelne aufhörte,
aber sein Bestehen ist nicht mehr abgetrennt von den Anderen,
es ist auch nicht mehr abgetrennt von dem Vollendeten.
Widerstreben sich aber nicht mehr „der Vollendete" und „die Anderen",
so kommt auch das Gesetz in ihnen zur gleichen Wirkung.

*

Einundsechzigster Spruch

Die Heimstätte des Großen ist tief gelegen:
so wird es die Mündung der Zuflüsse.
Seine Art ist weiblich.
Das Weibliche gewinnt das Männliche durch Hingebung.
Durch Hingebung wird es zur Mündung.
Darum: Das Große gewinnt das Kleine durch seine Hingebung.
Das Kleine gewinnt das Große wiederum durch Hingebung:
indem es in dieses mündet.
Hingebung ist also jedes Mal Machtgewinn.
Wenn nun das Große das Kleine in sich aufnimmt und fortträgt,
und das Kleine in das Große aufgeht und sich so verliert,
so erfüllen beide die Bestimmung des Großen.
Das Große bedingt eben die Hingabe.

*

Zweiundsechzigster Spruch

Der Anschluß bietet allen Unterkunft.
Er ist der Gerechten Reichtum,
der Verirrten Zuflucht.
Was er an Worten auslöst, lobpreist;
was er an Werken auslöst, erhöht.
Aber noch mehr: er erschließt sich auch die Verirrten.
Herrschermacht, Fürstenpracht, höchste Auszeichnung:
nicht kommt es der Gabe gleich, die der empfängt,
der in Hingebung den Anschluß erreicht.
Darum war der Anschluß den Alten das Höchste:
weil ihn erlangt, der sich aufgibt.
So wird durch ihn der Zustand der Verirrung getilgt.
Darum ist der Anschluß das Höchste auf Erden.

*

Dreiundsechzigster Spruch

Das Nichtwollen wollen,
das Nichthandeln betätigen,
das Nichtfühlen erfühlen.
Das Große im Geringen wahrnehmen,
das Reichliche im Dürftigen,
und alles Unrecht ausgeglichen sehen durch das Gesetz.
Alles Handeln schwer nehmen: so wird es einem leicht;
alles Tun gering achten: so wächst es sich groß.
Allem Schweren im Leben geht immer ein Zuleichtnehmen vorher;
allem Großen im Leben geht immer ein Geringachten vorher.

Darum auch der Vollendete:
Er glaubt niemals Großes zu tun:
so vollbringt er Großes.
Wer sich zuviel zutraut, kommt zu wenigem Vollbringen.
Wer alles leicht nimmt, findet lauter Schweres.
Darum auch der Vollendete:
er nimmt alles schwer: so findet er alles leicht.

*

Vierundsechzigster Spruch

Ruhiges läßt sich leicht halten,
Noch Unentschiedenes läßt sich leicht einnehmen,
Noch im Safte Stehendes läßt sich leicht biegen,
Noch im Keimen Befindliches läßt sich leicht ersticken.
Es lehrt sichern, was noch nicht Gestalt hat;
es lehrt hüten, was noch nicht in Verwirrung ist.
Auch der stärkste Baum treibt aus haarfeiner Wurzel;
Auch der höchste Turm hat eine Erdfläche zum Grunde;
Auch die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt.
Fehlgehen bedingt Erreichen-wollen.
Verlieren bedingt Behalten-wollen.
Darum auch der Vollendete:
Er kennt kein Ziel-erreichen: so kann er nicht fehlgehen;
Er kennt kein Behalten: so kann er nicht verlieren.
Die Vielen gehen fehl, indem sie zu Zielen gehen.
Das Ziel zum Wege machen und gehen wie zu Beginn:
dann gibt es kein Fehlgehen.
Darum auch der Vollendete:
Er erzielt Zielloſigkeit,
Er erstrebt Nicht-streben,
Er erlernt Verlernen,

Er verwendet Nicht-verwenden,
Er begeht den Weg des Geschehens
und betätigt Nichttun.

*

Fünfundsechzigster Spruch

Die Alten, die tüchtig waren im Erlangen des Anschlusses,
brachten der Menge nicht das Wissen,
sondern pflegten die Einfalt.
Die vom Wissen geblähte Menge ist schwer zu befriedigen.
Im Reiche das Wissen großziehen ist des Reiches Unheil;
Im Reiche die Einfalt großziehen ist des Reiches Segen.
Wer solches weiß, hat ein Vorbild.
Wer solches Vorbild verwirklicht, erschließt in sich das Gesetz.
Das Gesetz ist tief, verborgen wirkend, jenseits allem anderen;
zuletzt aber erbringt es die große Erfüllung.

*

Sechsundsechzigster Spruch

Was Ströme und Meere befähigt, die Zuflüsse aufzunehmen,
ist ihr niedriger Standort.
Diese Niedrigkeit bewirkt die hohe Speisung.
Darum auch der Vollendete:
Er stellt sich unten an;
so erhält er den Zufluß von allem Hohen.
Er zieht sich in sich zurück;
so kommt er weiter als die Anderen.

So steht er über den Anderen, und sie fühlen nicht sein Gewicht;
so ist er den Anderen voraus, und sie sehen nicht sein Vorausseiн.
Die ganze Welt ist seinem Tun willig und läßt ihm die Freiheit.

Denn sein Tun ist nicht Tun:
so kann ihm die ganze Welt nichts antun.

*

Siebenundsechzigster Spruch

Man sagt wohl: Der Anschluß sei Großes,
aber er sei nicht geschaffen für die Wirklichkeit.
Das doch ist eben sein Großes:
daß er nicht wie alles Andere ist,
das für diese Wirklichkeit geschaffen ist.
Denn diese Wirklichkeit erweist sich als das Kleine.
Ich aber kenne dreierlei Großes, das ich zu wahren suche.
Das Erste ist die Zugehörigkeit,
das Zweite ist die Einfachheit,
das Dritte ist die Dienstwilligkeit.
Die Zugehörigkeit läßt mich tapfer sein,
die Einfachheit läßt mich reich sein,
die Dienstwilligkeit läßt mich Herrscher sein.
Heutzutage jedoch gilt es als tapfer, wenn man die Zugehörigkeit aufgibt;
gilt man als reich, wenn man die Einfachheit aufgibt;
gilt man als Herrscher, wenn man die Dienstwilligkeit aufgibt.

Das ist Verfall.

Denn das Erwachen der Zugehörigkeit verleiht Sieg im Kampfe,
Stärke im Beharren.
Wen der Himmel begünstigt,
in dem erweckt er die große Zugehörigkeit.

*

Achtundsechzigster Spruch

Guter Ordner ordnet nicht;
Guter Kämpfer streitet nicht;
Guter Bezwinger braucht nicht Gewalt;
Guter Herrscher untersteht seiner Dienstwilligkeit.
So zeigt sich die Zugehörigkeit zum Gesetz;
so zeigt sich das Vermögen zur Herrschaft;
so zeigt sich der Ausdruck des geeinten Seins —
der Urvollkommenheit.

*

Neunundsechzigster Spruch

Wo Gewalt gebraucht wird, gelte das Wort:
Lieber Gast sein als Gastgeber,
Lieber um Fußbreite zurückweichen als um Zollbreite vorrücken.
Damit heiße ich besser:
Vorwärtskommen ohne vorzugehen,
Kraft zeigen ohne sich zu wehren,
Erlangen ohne zu nehmen,
Zwingen ohne Gewalt zu üben.
Kein größeres Uebel als leichtfertig Gewalt üben.

Wer leichtfertig Gewalt übt, verliert aus sich die kostbarste Gewalt.
Darum: Von Zweien, die Gewalt üben, ist der Teil der überlegene, der es gezwungener tut.

*

Siebzigster Spruch

Was ich sage, ist leicht zu verstehen und leicht zu befolgen.
Und doch kann es die Menge niemals verstehen und niemals befolgen.
Denn was ich sage, wurzelt in meiner Herkunft;
und was ich tue, wurzelt in meiner Bestimmung.
Die Beiden kennt die Menge nicht;
so lernt sie, was ich sage, auch nicht kennen.
Nur von einzelnen gekannt werden,
gehört zu meinem Wert.
So auch der Vollendete:
Er scheint nach außen gering
und birgt seinen Wert in sich.

*

Einundsiebzigster Spruch

Wissen um sein Nichtwissen ist Macht,
Wissen um sein Wissen ist Ohnmacht.
Seine Ohnmacht erkennen einverleibt der Macht.
Der Vollendete kennt keine Ohnmacht:
Weil er seine Ohnmacht erkennt,
darum kennt er keine Ohnmacht.

*

Zweiundsiebzigster Spruch

Wenn die Menschen den Tod nicht mehr ernst nehmen,
so zeigt ihnen das Leben seinen furchtbaren Ernst.
Denn es soll nicht unwürdig werden ihre Wohnung,
und soll nicht Verwerfung werden ihr Los.
Nur dadurch aber, daß man nicht Verwerfliches tut,
wird man nicht verwerflich.
Darum auch der Vollendete:
Er betraut sich selber, doch er ist Höherem untertan,
Er fühlt das Nichtendende und geringschätzt das Endende,
Er geht in sich hinein und entläßt das Außen.

*

Dreiundsiebzigster Spruch

Wer wagt, um sich zu brüsten, verliert;
wer wagt aus Notwendigkeit, gewinnt.
Somit ist das eine gut, das andere schlecht.
Wer weiß aber, wie der Himmel wertet?
Darum auch der Vollendete:
Er scheut jedwedes Tun.
Der Anschluß verbindet ihn dem Allgeschehen.
So geht er nicht vor und gewinnt doch,
befiehlt nicht und findet doch Gehorsam,
fordert nicht auf und hat doch Gefolgschaft,
handelt nicht und bringt doch alles zum Abschluß.
Das Netz des Allgeschehens hat weite Maschen,
doch nichts entgeht ihm.

*

Vierundsiebzigster Spruch

Wenn einer den Tod nicht fürchtet,
wie will man ihn dann noch schrecken mit dem Tode?
Den Tod aber fürchten lehren,
und Irrende mit dem Tode bestrafen:
wer könnte das verantworten?
Denn es gibt Einen, der entscheidet über Leben und Tod.
Wer an seiner statt über Leben und Tod entscheidet,
gleicht dem Unberufenen, der an Stelle des Holzfällers die Axt führt;
er wird sich selber dabei verletzen.

*

Fünfundsiebzigster Spruch

Die Vielen leiden Mangel, weil die Oberen zu viel brauchen:
so entsteht Unzufriedenheit.
Die Vielen sind schwer zu regieren, weil die Oberen zu viel regieren:
so entsteht Auflehnung.
Die Vielen nehmen den Tod zu leicht, weil sie das Leben nach dem Genuß werten:
so entsteht Lebensüberdruß.
Wer sich aber das eigene Leben erschlossen hat,
der wird die Bedeutung des Ablebens auch inne werden.

*

Sechsundsiebzigster Spruch

Weich und zart wird der Mensch geboren;
stark und starr geworden, stirbt er.

Weich und zart erſprießen Kräuter und Bäume;
ſtark und ſtarr geworden, ſterben ſie ab.
Das Starke und Starre gehört ſomit dem Vergehen an,
Das Weiche und Zarte gehört dem Werden an.
Darum auch:
Iſt eine Lehre zur Satzung erſtarrt, hat ſie geendet;
ſo gleicht ſie einem Baumſtamm, der nur mehr als Balken dient.
Das Starke und Starre iſt Untergang;
Das Weiche und Zarte iſt Aufgang.

*

Siebenundſiebzigſter Spruch

Das Walten des Anſchluſſes gleicht dem Spannen des Bogens:

Das Starke zwingen,
das Gefügige ſtärken;
vom Reichlichen nehmen,
das Fehlende ergänzen.

Alſo waltet der Anſchluß:

er nimmt vom Ueberreichlichen
und ſpendet dem Mangel.

Der Menſchen Tun iſt anders:

es entzieht dem Bedürftigen
und opfert dem Ueberfluß.

Doch nur wer mit ſeinem Reichtum dem Mangel abhilft,
bekundet den Anſchluß.

Darum auch der Vollendete:

Er ſpendet und behält nicht.

Er vollbringt und nimmt keine Löhnung.
Und vor seinem Reichtum verschwindet aller Mangel.

*

Achtundsiebzigster Spruch

Nichts auf Erden ist so weich und nachgiebig wie das Wasser,
und doch ist nichts zwingender für das Harte und Starre.
Weichend, behauptet es sich selbst:
so ist es nicht zwingbar.
So weiß jedermann:
Weiches zwingt das Harte,
Nachgiebiges zwingt das Starre;
doch Niemand handelt danach.
Darum sagt der Vollendete:
„Wer der Anderen Unrecht auf sich nimmt,
ist in Wahrheit der Führer;
Wer der Anderen Hast auf sich nimmt,
ist in Wahrheit der Herrscher."
Wahre Rede widerstrebt dem Vorteil.

*

Neunundsiebzigster Spruch

Jeder Streit hinterläßt Groll;
der erlischt nicht.
Darum auch der Vollendete:
Er fühlt das Ordnende in sich und streitet nicht.
Wer das Gesetz in sich fühlt, untersteht seinem Müssen;
Wer nicht das Gesetz in sich fühlt, untersteht einem Wollen.
Der Anschluß an das Gesetz kennt keine Bevorzugung:
ihn erlangen die Gerechten.

*

Achtzigster Spruch

Das Reich klein, die Menschen verstreut wohnend,
nicht vielerlei Geräte im Gebrauch.
Den Tod ernst nehmen und danach leben.
Der Scholle treu bleiben.
Schiffe und Wagen, ob auch vorhanden, nicht benützen.
Wehr und Waffen, ob auch vorhanden, nicht gebrauchen.
Rückkehr zur Einfachheit
bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift.
Dann schmeckte auch grobe Nahrung süß,
dürftige Kleidung gefiele,
eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte,
der Lebensweise entsprösse Frohsinn.
Und wohnte der Fremdnachbar so nahe,
daß man Hahnengekräh und Hundegebell herüberhörte,
und brächte man sein Leben auch zu höchstem Alter:
man bleibe für sich.

*

Einundachtzigster Spruch

Wahre Rede ist nicht geziert,
Gezierte Rede ist nicht wahr.
Tüchtigkeit eifert nicht,
Der Eifernde ist untüchtig.
Der Weise ist ungelehrt,
der Gelehrte ist nicht weise.
Der Vollendete sammelt keine Güter:
Durch Abgeben erwirbt er,
durch sein Sichaufgeben erhält er sich.

Das ist der Anschluß im Ganzen: Empfangen
ohne zu entziehen.
Das ist der Anschluß im Vollendeten: Vollzug
ohne zu tun.

Theodor Haecker:
Der Krieg und die Führer des Geistes

(Auszüge aus einem demnächst erscheinenden Buch)

> Wenn der Kontext sinnlos geworden ist, helfen große Uebersichten nichts mehr; es ist das beste, man nimmt jedes einzelne Wort vor.
>
> Sören Kierkegaard. Kritik der Gegenwart.

Herr Professor Oscar Bie, der Herausgeber der Neuen Rundschau, der „führenden geistigen Monatsschrift Deutschlands", wie sie bescheiden selber sich nennt, hat uns sofort zu Beginn des Krieges eine Verheißung geschenkt, die durch ihre Bedeutsamkeit und ihre prägnante, inhaltsreiche und zugleich die geistige Verfassung des Herausgebers der führenden geistigen Monatsschrift Deutschlands schlicht offenbarende Kürze wohl verdient, an der Spitze eines Buches zu stehen, das vom Krieg und den Führern des Geistes handeln soll. Herr Professor Oscar Bie, ein universaler Geist, Renaissance, besser noch: Rinascimento, schreibt, wir werden erkennen: „daß man sich vielleicht nicht ändern, aber doch bessern kann." Das muß er mir vormachen. Nach dem Krieg werde ich nach Berlin ziehen, um immer in der Nähe des Herrn Bie und ähnlicher Phänomene, wie etwa des Herrn Sänger, zu sein; ich habe sie ja auch so sehr lieb. Alles, was ich kann, werde ich zahlen, um zusehen zu dürfen, wie Herr Professor Bie und die Neue Rundschau sich bessern, ohne sich zu ändern. Aber er gebe wohl acht, der Herr Professor, er mogle ja nicht! Nicht, daß er sich etwa ändert aber nicht bessert. Aufpassen werde ich wie ein Hechelmacher. — Manche sagen, die Begeisterung dieser großen Zeit entschuldige doch zur Genüge solchen Lapsus. Die so sagen, ge-

hören mit zu denen, die gemeint sind. Denn ich bin der Meinung, daß eine Begeisterung, die vollends gar nicht die eigene ist, und eine große Zeit überhaupt gar nichts entschuldigen, sondern im Gegenteil. Ich glaube, daß draußen im Feld ein Heerführer seine Fehler nicht mit der Begeisterung der großen Zeit entschuldigen kann, sondern im Gegenteil, und sehe deshalb umso weniger ein, warum auf dem Gebiete des Geistes selber, aus dem doch eigentlich alle Begeisterung erst Namen und Sinn und Wert und Recht beziehen müßte, die Größe der Zeit zur Entschuldigung dienen soll, daß die Dummköpfe noch dümmer daherreden, als sonst. Im Ernst: ich behaupte, daß die geistige Verfassung des Herausgebers der führenden geistigen Monatsschrift Deutschlands ungefähr die geistige Verfassung aller der Führer des Geistes war, die von der Begeisterung des Volkes, an der sie so makellos unschuldig waren, wie nie noch im Lauf der Weltgeschichte Führer des Geistes unschuldig waren, auf der Stelle profitierten und schrieben, daß man jetzt nicht schreiben müsse u. s. w., aber dennoch schrieben, schrieben . . . . . Es ist eine geistige Verfassung, in der man schwätzt und schwätzt und schwätzt und niemals denkt. Ich werde diese Behauptung beweisen müssen, wiewohl ihre Wahrheit doch klar und greifbar zu Tage liegt für jeden, der Augen hat. Aber die Augen sind nicht da oder sie sind verschlossen. Für geistige Dinge sind die Menschen Europas durch die verfluchte Arbeit der Presse blind und blöde geworden. Man müßte vorgehen, wie in einer Kleinkinderschule, alles von vorne anfangen, nichts voraussetzen... jedoch das wäre auch falsch; nein: man müßte erst den wirren Weg aller Fäden des wüsten Knäuels von Phrasen und Unsinn durch alle Verschlingungen und Knoten hin-

durch zurücklaufen, ehe man auch nur einen einzigen menschlichen, ursprünglichen Gedanken anbringen, ehe man mit einigem Recht annehmen könnte, daß irgend ein simpler logischer Satz, etwa der vom Widerspruch, auch verstanden und richtig angewendet wird. Ich will also meine Behauptung beweisen und noch eindringlicher: ich werde die Führer des Geistes selbst sie beweisen lassen.

Die Gewalt der Phrase hat sich über alle andere Gewalt gesetzt. Die Einigkeit in der Kraft, oh, ich verstehe sie, aber die Einigkeit in der Phrase, in der Dummheit, in der Gedankenlosigkeit, im Unsinn! Wird durch sie, draußen im Feld, ein einziger Soldat tapferer, wird ein Hungriger gesättigt, funktioniert ein Maschinengewehr exakter, nützt sie auch nur denen, die jenseits der Weltmarktinteressen keine anderen Zusammenhänge mehr kennen? Nicht einmal einen politischen, nicht einmal einen wirtschaftlichen Nutzen sieht man hier. Dagegen weiß ich, daß diese Einigkeit im Unsinn den Quell des Geistes versiegen läßt und alles wüst macht. Fällt erst die Spannung der Völker im Aeußeren, die einen Augenblick lang eine innere vortäuschte, wieder fort, dann wehe uns! Was werden wir alles noch erleben! Wenn das Genie redet, wie der geistige Pöbel, dann hat der Pöbel den Profit davon; er braucht sich nicht einmal mehr selbst um die Nivellierung zu bemühen. Nicht schwieg der Journalist, um Gerhart Hauptmann reden zu lassen, aber auch Gerhart Hauptmann schwieg nicht, als er merkte, daß ihm seine Seele nichts als das Klischee des letzten Journalisten gab, sondern Gerhart Hauptmann redete, wie der letzte Journalist und zog sich selbst herunter. Was um Gottes willen brauchte er sich denn mit Romain

Rolland herumzuschlagen! Ich habe die unerschütterliche Ueberzeugung, daß die dicken Serienromane Romain Rolland's, die ich nicht gelesen habe, identisch sind mit den dicken Romanen des Herr Bahr, die ich noch besser kenne, wiewohl ich sie auch nicht gelesen habe; ich bin überzeugt, daß kein Mensch, der es nicht vorher schon weiß, sie auseinander kennen kann. Es ist ja wie mit den modernen Suppen. Wer will denn da, wenn er es nicht vorher auf der Packung der Suppenwürfel gelesen hat, wer will denn da noch sagen können, was das für Suppen sind!? Schmecken kann er es doch nicht, denn schmecken tun sie eben alle nach Suppenwürfel, so wie die Romane nach Bahr schmecken, diesem europäischen Kulturwurstbrat, der nach Suppenwürfel schmeckt. Und Gerhart Hauptmann redete weiter wie der letzte Journalist und meinte, wie es scheint, er sage etwas gegen Bergson und nicht vielmehr gegen sich selber, wenn er ihn mit Simmel verwechselt und ihn einen Salonphilosophaster und oberflächlichen Feuilletonisten nennt. So nennt ihn ja jetzt jeden Tag jeder dümmste Zeitungsschreiber, der von der Philosophie gewiß weniger versteht, als ich von der Strategie und den neuen Mörsern. Auch wußte man bis jetzt noch nicht, daß Gerhart Hauptmann in der Philosophie bewandert sei. Das ist eine Ueberraschung. Und man muß doch annehmen, daß er Philosophie durchaus studiert habe, da er solche Urteile fällt. Mir wenigstens, so glaube ich, würde die Hand verdorren, die geschrieben hat, und ich käme um, so quälten in der Nacht mich rächende Träume, wenn ich leichtfertig „vor Europa" ein falsches Urteil über einen Großen im Reiche des Geistes fällte. Ich wußte aus einem einzigen Satze des Herrn Mauthner mit Evidenz, was

für einer er sei, aber mein Gewissen zwang mich, viele hundert Sätze von ihm zu lesen, ehe ich sagen durfte, daß seine Philosophie der Einbruch der Affen in das Menschenreich ist. Ich wußte lange Jahre, ehe ich es sagte, daß Herr Simmel ein oberflächlicher Feuilletonist ist und ich mußte in den Gedankengängen Bergsons ganz zu Hause sein, ehe ich ihn für die Ethik aufgeben zu müssen glaubte, so daß ich seine Meinung über die Bedeutung dieses Krieges für so überflüssig und irrelevant halte, wie die der Herren Wundt oder Eucken und irgend eines anderen Professors hüben und drüben. Also muß man doch annehmen, daß Gerhart Hauptmann Philosophie durchaus studiert habe!? Oder hat er alles Gefühl für geistige Verantwortung und zugleich alle Selbstkritik verloren, kostet es ihn nichts mehr, sich im Urteilen auf die niederste Stufe zusammen mit einem Mauthner und dem Journalistengesindel zu stellen? Er hätte entweder schweigen oder uns eben die schwache Stelle in Bergsons Philosophie zeigen müssen, die es uns erklärlich macht, warum Bergson über diesen Krieg genau so törichte Dinge sagt, wie alle, alle die anderen Führer auch, hüben und drüben. Mit dem Worte Modephilosophaster erledigt man nicht die Metaphysik Bergson's, das Wort Feuilletonist trifft genau so wenig den Autor der ti Evoluon Créatrice, wie Berqson's brutaler Barbar den Dichter des Emanuel Quint und des Hannele trifft. Aber das sind so die Mißverständnisse, das sind die Niederlagen, die hüben und drüben die geistigen Führer erleiden — sie fügen sie sich selber zu, denn anders erleidet man im Geist keine Niederlage. Sie fügen sie sich selber zu, indem sie ihre Freiheit aufgeben und nicht mehr selber führen, sondern unter das Kommando der Phrase sich begeben.

Und welchen Orgien, welchen Exzessen in Phrasen gab sich die Impotenz doch hin! Da zitierten sie Fichte, immerzu, geradezu und meinten wohl auch, Fichte selber zu sein, wenn sie 1914 so schrieben, wie Fichte 1813 schrieb, nicht ahnend, daß sie, um Fichte zu sein, heute anders schreiben müßten. Der Vielzuvielwisser Wundt, der in seinem ganzen Leben vor lauter Zuständen nie die Seele des Menschen sah, fand vor lauter Begeisterung nicht einmal einen eigenen Titel für seinen Aufsatz, er mußte ihn „Ueber den wahrhaften Krieg" nennen und er zerrte so dieses Wort, das Wert und Klang aus der Fülle der Sprache nur das eine Mal bei Fichte hatte, in die eigene trostlose Banalität hinab. Alle diese Geheimräte und Universitätsprofessoren, die erfinderisch im Unsinn, phantastisch ausschweifend im Trivialen, ihren Phrasenfilm immer von neuem idiotisch herunterkurbelnd, nie müde der Mechanik dieser sinnlosen Wiederholungen, delirierende Automaten der Langweile, uns aus der Welt hetzen und zu Menschenfeinden machen, — sie alle hatten nicht einmal so viel Seh- und Denkkraft, um des radikalsten Unterschiedes zwischen 1813 und 1914 inne zu werden: daß dieser Krieg nicht aus Not und Armut, sondern aus Luxus und Reichtum, nicht aus der Knechtschaft, sondern aus der Herrschaft heraus entstand. Ihre Schriften sind an Blindheit und Eitelkeit gleichwertig mit dem Gebahren einer Kommerzienrätin, die mit der Losung von 1813 „Gold für Eisen" anno 1914 (dessen wahre Losung: „Gold für ein Kinobillet" ja erst später gefunden wurde) ihren Ehering hergab, der vielleicht 40 Mark wert ist, und die Brillantringe, die vielleicht 40.000 wert sind, an den Fingern behielt. Sie verschulden eine Komik, die für den Betrachter jeden Augenblick in Irrsinn umzuschla-

gen droht, weil ihr Aberwitz der Witz ist, wenn er bedenkt, daß draußen die Kugeln und Granaten, die Wunden und der Tod nicht Phrasen, sondern Ernst sind. Ernst?! Lastet hier auf uns vielleicht die drückendste Angst!? Daß selbst der Tod, nachdem er einmal durchs Mauthnermaul hindurchgegangen und von Ganghofer, Lissauer und allerlei anderen Krampflyrikern und Trotteln besungen war, zur Phrase ward. — Es ist ja ihre Gewalt über alle andere Gewalt gesetzt. Hat es sich vielleicht nicht gezeigt, daß vom guten Europäer, dessen Idee in Friedenszeiten im Trog des unausstehlichen europäischen Waschweibes Geo. Morris Cohen Brandes ein wüstes Dasein gehabt hat, jetzt im Krieg nur die Freidenkerphrase übrig geblieben ist, weil anderes nämlich als sie überhaupt nicht existiert hat. Zwar hätte von Geistes wegen diese Freidenkerphrase noch vor der ersten Granate krepieren müssen, aber sie tat das nicht, sondern ihr Unwesen unaufhaltsam offenbarend, die ihr adaequate Materie spontan erkennend und sie mit erstickender Selbstverständlichkeit sich zuordnend füllte sie die Granaten mit Stinkgasen und brachte immer „gut europäisch" mit Hilfe eines millionenfachen Lügenechos: der Zeitung, und auf Grund einer voraussetzungslosen strengwissenschaftlichen Weltanschauung im Westen eine Kriegsführung zustande, an der eine künftige auf Frauen und Kinder Bomben werfende Apachenanarchie ein legales Beispiel sich wird nehmen können. Es ist wirklich nicht notwendig, daß der Krieg an sich der Feind der Menschlichkeit und des Geistes sei, das ist nicht nötig. Auch diesmal war der Feind jene Verkäsung aller Vorstellungen, Gedanken und Gefühle, ein Zustand, in dem Weltblätter gedeihen und die Mauthner und die Gase — die ersten

sogar behaglich — stinken, ein Zustand der psychischen Sepsis, der diesen Krieg trotz der Asepsis der Wundbehandlung zum entsetzlichsten macht, den die Weltgeschichte je verzeichnet hat. Denn was wären auch die ärgsten Untaten, begangen von einem naturwilden, unmittelbaren Volk gegenüber den behaglich überlegten Scheußlichkeiten, die eine verrohte Pressekanaille, unterstützt von einem korrumpierten Publikum, als Vergeltung verlangt. Und man sehe sich einmal die Gesichter seiner Zeitgenossen, der Bourgeois, an, diese Metzgergesichter, in dem Augenblick, da sie von Repressalien träumen und schmatzen.

Gewiß! Gewiß! Es wurzelt das Unheil selbst, das hereinbrach, tief in nie getilgter Grundschuld der Menschheit, aber des Unheils Umfang hat doch empirisch bestimmte Ursachen; wir verdanken ihn jenen harfenspielenden, von den „gut europäischen" aber geistig heimatlosen Dichtern und Denkern, die in Berlin und London, in Wien und Paris immer dieselben Shaw-Kerrle sind, umworbenen, für die Literaten-Karriere ihrer in Feuilletons dilettierenden Frauen eher als für das Wohl ihres Staates besorgten, verbrecherisch-idiotischen Diplomaten, welche die zufälligen Machtinhaber waren. Die zufälligen Machtinhaber sind nun heute über ganz Europa entweder identisch mit den wesentlichen Machtinhabern (wie in Frankreich) und reden also die Sprache der Presse und der Börse, oder sie sind, wiewohl etwas besser, indem sie wenigstens die Sprache der Kaserne und der Unteroffiziere reden, dumm wie das taube Salz, das seine Schärfe verlor, und geistig feige bis in die innerste Herzkammer, die leer ist. Nur der absolute Mangel an geistigem Verantwortungsgefühl bei allen Führern Europas macht ja Art und Umfang dieses Krieges

überhaupt erst möglich. Zu diesem Mangel kommt noch die Gefühllosigkeit dafür, daß es ein Mangel ist. Nicht einmal das Mindeste, das man fordern könnte, geschah: daß man die verfluchte Arbeit schweigend tue. Sie treiben einen schändlichen Mißbrauch mit allen heiligen wie edlen Erinnerungswerten einstiger europäischer Größe, an denen sie sich viehisch überfressen — man denke nur an das Gekotz des Herrn Ganghofer und den ganzen unaufhörlich kreischenden chorus imbecillus dieses Krieges. Und das absolute Nichtmehrverstehenkönnen, um was es sich eigentlich handelt, macht es auch möglich, daß ich für verrückt gelte, wenn ich die folgende Rede halte, die doch im Mittelalter von jedem, der in Betracht kommt, ohne weiteres verstanden worden wäre:

Der Papst, oh ja der Papst! Er hatte wenigstens den Mut, diesen Krieg nicht mehr einen Krieg, sondern ein Gemetzel zu nennen. Aber dann! Warum steht er nicht auf und schleudert auf alle die, welche noch an ihn glauben und noch mehr auf die, welche nicht glauben, den Bannstrahl, weil sie nicht ablassen von dem „Gemetzel", das doch nur um des internationalen Koofmichs willen inszeniert wurde?! Warum tut er das nicht? Was kann ihm geschehen, wenn er, der doch nur „Geist" sein will, das Gute tut? Oh, ich weiß es! Es würde sich offenbaren, ob er die Macht hat, oder ob er sie nicht hat. Aber wann wäre der Augenblick, wenn nicht in diesem Augenblick, wo ein Papst, der sagt und von dem sie sagen, daß er wache und bete, einmal wieder nach Jahrhunderten die Probe machen müßte! Und was hat er zu verlieren, was nicht schon verloren wäre: Also hat er alles zu gewinnen. Absolut schwach ist er nur, wenn er nichts wagt, stark aber, wenn er wagt, ob er nun

dabei weltlich — aber er ist ja geistlich — gewinnt oder verliert. Nicht das Leben würde es ihn kosten, wiewohl es gewiß auch Männer gegeben hat, die für Christus das Leben geopfert haben, ohne daß hysterischer Selbstbetrug dahinter war, wie es der borniertesten und darum gefeiertesten „gut europäische" Schriftsteller, der witzlosesten und darum belachtesten Witzmacher dem Pöbel aller europäischen Großstädte vormachte und dadurch Millionär wurde. Das einzige, was ihm geschehen könnte, wäre, so wie ich als verrückter Phantast verhöhnt zu werden. Aber, bei Gott, welche Ehre dann, welche unerhörte, namenlose Ehre: verhöhnt zu werden vom Pöbel dieser Zeiten und seinen Führern, etwa vom Shaw oder Brandes oder Harden oder Chefredakteur des Berliner Tageblatts! Aber ich habe den geheimen Verdacht, daß auch heute noch ein Papst, wenn er nur mit entschlossener Seele, mit vor Gott abgeschlossenem Leben, unerschütterlich, unverwirrbar, ob nach seiner Tat nun der Stab Petri neu grüne in seiner Hand oder zum Bettelstab werde — daß ein Papst, wenn er also aufträte, noch Macht wäre, weil die europäischen Regierungen trotz allem innerlich so hohl und einem Blitzstrahl zugänglich sind, wie nur je ein hohler Baumstamm. Aber „protestieren" kann ein Professor auch. Protest! Das Wort hatte einmal guten Klang, die Päpste müssen's wissen, als einer ihn einlegte mit Gefahr für Leib und Leben und nur — nur! — salva anima. Ein Papst könnte lernen. Fluch und Schande über die Lutheraner, die als erste dem Wort den Lebensnerv der Bedeutung nahmen und es zum Wisch Papier machten. Protestieren kann auch der Jakob Dalkes aus Wien. Wie ist es denkbar, daß ein starker Papst im Land, das er bewohnt, das Evangelium verhöhnen läßt von Herrn D'An-

nunzio! Die europäische Idee hat sich von neuem manifestiert. Ein tönender Hohlkopf (mit ihm verglichen war Herr v. Hofmannsthal immer nur eine kleine Spieldose) läßt aus seinem Mund übel riechende aber gewiß wie das Leben selbst so buntfarbige Confetti träufeln und endlos schmutzige, aber gewiß wie das Leben selbst so figurenreiche Papierschlangen sich winden, worauf — die Wirkung ist so karnevalistisch, daß man der ganzen Welt ein pereat zuruft — worauf Cäsar's und Brutus' Enkel, Maronieverkäufer, Hoteldiener, Fremdenführer, Banditen nach Bomben und Granaten schreien. Ein Papst, als Statthalter Christi auf Erden, soll die Menschen lieben, gewiß, aber soll er vielleicht das Gesindel im Menschen lieben?! Auch ich lese zu Zeiten das Evangelium, aber nie las ich davon ein Wort, eher noch, daß man aus Liebe zum Menschen das Gesindel verfluchen soll. Doch das alles liegt in Gottes Hand, und ich selber bin, abgesehen davon, daß ich nicht einmal ein Päpstlicher, sondern, ich warne!, ein Ketzer und unter den Ketzern wieder ein Ketzer, also doppelt suspekt bin, ich selber bin nur ein Privatstudiosus, der es nicht einmal bis zum Privatdozenten gebracht hat, was doch, nicht wahr, das Mindeste ist, das man von einem verlangen kann, der in diesen gebildeten Zeiten mitreden will.

Alles geistige Unwesen war prompt zur Stelle. In der Neuen Rundschau, der „führenden geistigen Monatsschrift Deutschlands", fand man im „Kriegsbuch eines Hirnwesens" — so definiert sich durchaus mit Unrecht Herr Kerr — diese Sätze: „Ein lateinischer Mime, der mal einen Empfang beim Papst (aus Religiosität) erreicht hat, be-

nutzt einen Weltkrieg (aus Patriotismus), dem Kronprinzen zu telegraphieren". Das ist an sich ganz richtig, nur daß Herr Kerr darauf aufmerksam macht, ist nicht in Ordnung und ist komisch. Denn wenn nun Herr Moissi, der nicht ein lateinischer, sondern ein mauschelnder Mime ist und der Berühmtheit nur in einem Zeitalter teilhaftig werden konnte, in dem Hirnwesen, wie Herr Kerr, Kritiker sind, wenn nun Herr Moissi sich revanchierte und schriebe: „Ein gallischer Literat (das müßte ich freilich auch korrigieren), der mal eine Polemik gegen den Polizeipräsidenten (aus Ethik) führte, benutzt einen Weltkrieg, um in der Neuen Rundschau (aus Selbstverleugnung, aus Bescheidenheit, aus Heroismus) den folgenden Brief an das Bezirkskommando zu veröffentlichen: „Der Unterzeichnete meldet sich hiemit freiwillig zum Eintritt in das Heer. Er ist Landsturm mit Waffe, von Beruf Schriftsteller. Körperlich gewandt..... Kann französisch wie ein Franzose schreiben und sprechen." Was dann? Eine Menschenhand kann ja einen Floh zerdrücken, aber ein Floh den andern, das geht ja nicht. Wozu denn diese sinnlose, immer wieder irreführende Polemik, wo man doch so gut zusammenpaßt. „Furchtbare Schäden des Inneren. Es hört jeder Versuch zur Gerechtigkeit auf. Wodurch allerdings etwa sechstausendjähriges Mühen, ja millionenjähriges Mühen seit Entwicklung des Beutelbachses zu der Gruppe Moses, Christus, Marx niedergetiert werden soll." Man ist ja gerüstet jeden Tag, man weiß sich ja umringt vom Chaos nach der Kultur, ich meine die Suhle, den Brei, nicht jene lebendigen Gewalten und Elemente, die vor und hinter einer Kultur stehen. Man ist gerüstet, man hat den Glauben an eine Ordnung des Geistes und ist dessen gewiß. Dennoch lebt

man nicht ganz ohne Angſt, daß hinter dem lächerlichſten Unſinn auch der gefährlichere Wahnſinn lauere, und ich glaube, je ſtärker einer iſt, umſo größer kann zuweilen die Angſt ſein. Sollte der Krieg den Zweck haben, den Menſchen wieder zu ſich zu verhelfen und zum Grauen vor dem Ungeiſt und Widergeiſt, ſo hat er ihn ganz gewiß bei denen verfehlt, die zu Hauſe blieben und ſchrieben. Alles geiſtige Unweſen war prompt zur Stelle. Der Affe, der in das Menſchenreich eingebrochen war, fährt fort die Wiſſenſchaften nach dem Alphabet zu ordnen, und jetzt kommt ein Papagei und gibt kreiſchend und garend die Ordnung menſchlicher Größe an. — Flora! Eine deutſche Gruppe! — Fichte, Bismarck, U-U-Ullſtein! — Flora! Eine Muſikergruppe! — Mozart, Beethoven, Le-Le-Lehar. Gut! Aber ich geſtehe: das iſt nur eine lächerliche Stümperei. Wer wäre auch imſtande, dieſe Klimax zu erfinden: Moſes, Chriſtus, Marx. Wer glaubt mir denn noch nach 100 Jahren, daß ſie in der „führenden geiſtigen Monatsſchrift Deutſchlands" ſtand und nicht in einem Krankenbericht aus einem Irrenhaus oder einer Idiotenanſtalt? Progreſſive Paralyſe oder dementia praecox. „Seelen beklopfen. Ueber die Umwälzung aller Dinge ſind manche froh, weil ſie die Schularbeit nicht zu machen brauchen." In wievielen Familien mit ſchulpflichtigen Kindern wird wohl während dieſer Tage von den Müttern, Dienſtmädchen oder Waſchfrauen dieſe pſychologiſche Entdeckung gemacht worden ſein, nur gewiß viel luſtiger und lebendiger. Err aber nennt das großartig nietzſcheiſch: Seelen beklopfen. Vlà. Ecco. Kikeriki, Rrrrr . . .

Gleich nach Herrn Kerr kam Herr Wilhelm Herzog, der als „Führer des Geiſtes" eine eigene Zeitſchrift hat und im

Forum schreibt: „Wir, Freunde des Friedens und Künder einer neuen Ethik, melden uns als Kriegsfreiwillige. Wir wollen töten, wie die anderen.“

Hiazt, den schaugts an, sagte ich zu meinem Freund. Wild wie ein Cherusker der Hermannsschlacht! Er will töten. Herr Kerr war da viel zahmer, er wollte bloß französisch parlieren, weil er kein Blut nicht sehen kann. Bedenkt man nun, daß beide Führer des Geistes, Herr Kerr und Herr Herzog, nicht auf den Schlachtfeldern ihr Blut, sondern nur im Forum oder im Berliner Tageblatt, oder in der Frankfurter Zeitung, dem Pandämonium der geistmordenden Freidenkerphrase, ihre Tinte verspritzen, so muß man urteilen, daß der Herr Kerr doch der Klügere war. Zwar wurde er nicht als Parlamentär nach Paris geschickt, bei welcher Gelegenheit er sicher auch ein Plauderstündchen bei Anatole France, dem „großen Ungläubigen“ des Herrn Wolff, herausgeschunden hätte, um endgültig die Richtungslinie der fortschreitenden Menschheit: Moses—Christus—Marx festzulegen — das geschah nicht; aber deshalb könnte doch keiner die Behauptung aufstellen, daß der Kerr nicht trotzdem während des Krieges perfekt französisch gesprochen habe, wie ein Franzose: das geht in Berlin W. ja auch. Der Herr Herzog dagegen fängt an mir leid zu tun. Wer soll ihm denn glauben, daß er töten gewollt hat, wenn er in München bleibt und nur Abende zu patriotischer Erhebung inszeniert. Wen um Gottes willen will er denn töten in München? Er wird doch keinen Mord begehen wollen, er wird doch nicht etwa — — —, mir begegnet jeden Abend ein Bauch mit Aeuglein, die in Bier schwimmen und die mir die Maximilianstraße verekeln. Herr Herzog wird doch nicht töten wollen, er

brächte mich ja in Gewissensängste, zu diesem Totschlag stände ich ja wie der Baumeister Solneß zum Brand seines alten Hauses. Aber Herr Herzog wird nicht töten wollen, denn Bauch und Bieräuglein gehören nicht einem Tataren, nicht „Zarendreck, Barbarendreck", wie es in der Krampflyrik des Herrn Kerr heißt, sondern einer Koryphäe des geistigen München. Und selbst wenn Herr Herzog töten wollte, es hülfe nichts, es verschwände mit dem Bauch doch nicht der ganze Jammer aus den Straßen Münchens, sondern nur der Halbe.

Damit der ganze verschwände, müßte das Kerrlchen sich selber abschaffen und alle die Kinder des Chaos und „Künder einer neuen Ethik", deren aus Erfahrung der Welt gewonnene Generalmaxime lautet: „Du sollst jenachdem!" Unsere Zeit gehört der Relativität, das sagen sie alle, vom Christen Harnack angefangen, der ins Berliner Tageblatt schreibt bis zum Freidenker Mauthner, der auch ins Berliner Tageblatt schreibt. Darum kann der Herr Herzog im Juni das Wort Lessings: „Patriotismus ist eine heroische Schwachheit" pathetisch zitieren, als stände auch bei ihm eine geläuterte Weisheit dahinter, als sei auch er einmal der Freundschaft des Majors v. Kleist gewürdigt worden — und kann derselbe Herr Herzog 1½ Monate später einen Abend zu patriotischer Erhebung veranstalten und den „Triumph des Krieges" feiern. Das ging alles mit der neuen Ethik, welche die Aufgabe zu haben scheint, die schuftige Lebenserfahrung, daß man auch anders kann, zu sanktionieren. Das Wort Lessings kann eines Mannes Meinung sein, aber es muß eines Mannes Meinung sein, wenn es geschrieben und gedruckt werden soll. Als Lessing es schrieb, da lebte er auch so und hätte es nicht nach sechs Wochen verraten und

verleugnet. Aber diese Herren, der Nacht und dem Nichts entsprungen, meinen, alle solche durch lange Lebenserfahrungen teuer erkaufte und neu und zum ersten Mal ausgesprochene Sätze seien dazu da, daß sie sie in ihre Mäuler und Zeitschriften aufnehmen und sich damit interessant machen, um sie sechs Wochen später, wenn das Geschäft so nicht mehr geht und die Konjunktur anders steht, zu verraten. Sie erfüllen damit freilich ein Wesensgesetz ihrer Existenz: für einen, der nichts ist als Larve, ist auch der Gedanke nur Puppe und das Wort nur Mittel zum Zweck. Die Charakterlosigkeit und Dummheit waren immer da, aber nicht immer hatten sie die Erlaubnis, sich öffentlich zur Schau zu stellen und vor ihr Forum Tote zu zitieren, welche ihr Leben aufgewendet hatten, um sie auszurotten. Diese „neuen Ethiker" müßten weg, schon wegen des blödsinnigen Einfalls, es könne eine neue Ethik geben, und nicht nur sie, auch die Möglichkeit müßte unmöglich gemacht werden, daß jeder von Natur und Geist klar und deutlich zum Viehhändler oder Börsenmakler oder Commis oder meinetwegen Abgeordneten prädestinierte Schreihals, jeder Analphabet, der das großartig „Anarchist" ausspricht, eine Zeitschrift gründen darf.

Ich weiß sehr wohl, daß Herr Herzog inzwischen, mit der Spürnase begabt, die auch der junge Herr Harden einmal hatte, über „Krieg und Geschäft", über „die Ueberschätzung der Kunst", ausgerechnet über „die Ueberschätzung der Kunst" schreibt, daß er „Streifzüge durch Belgien" macht, wo er „fast ausschließlich mit Offizieren" verkehrt, daß er gegen die Beschimpfung der Völker und auch die der Russen ist — ich weiß das. Und es steigert die Verwirrung in erschrecklichem Maße, doch soll es weder mein Auge noch mein Urteil

trüben. Ich sehe, wohin Herr Herzog gehört: ins Berliner Tageblatt, in die „Zukunft“ und in die Richtungslinie: Moses—Christus—Marx. Die Polemik solcher Herren gegen die Presse ist eine rein immanente Angelegenheit des sogenannten Fortschritts und Freisinns, wo man nur in der Flachheit fortschreitet und in die Fläche, wo man — o Grauen! — will, daß später in der Politik noch mehr, als seither, mitreden sollen; ihre Anschauung transzendiert nicht den Kreis des Fluches, innerhalb dessen sich all das Wüste abspielt, sie gehört hinein: aber einer Polemik, die nicht aufs Ganze geht, ziehe ich das Tarockspielen vor. Sie ist auch schwer und zähflüssig und ohne eine Spur von geistiger Freude. Aber Freude soll sein, und wenn sie nicht mehr in der Welt und im Leben ist, dann muß sie im Geiste sein, im Denken und Glauben. Wenn sie nicht mehr im Dargestellten ist, so muß sie in der Darstellung sein. Denn Freude soll sein. Ein Polemiker, der nicht imstande ist, noch in dem Augenblick, da er vernichtet, dem Empfänglichen den Götterfunken reiner geistiger Freude mitzuteilen, er ist selber nur ein Teil der traurigen Welt, des trüben Stoffes, die der schöpferischen aus dem Glauben an ein Reich des Geistes immer neu sich stärkenden Formkraft harren, damit sie ihnen zu einem geistigen Sinn verhelfe. Diese Politiker, die noch zwischen der Welt des Herrn Harden und der des Herrn Kerr schwanken, also im Grunde identisch sind, schreiben über den „Unfug der Moral“ und besehen sich die Welt „jenseits von Gut und Böse“. Das ist die neue Ethik oder auch die neue Ethik, die Herr Herzog oder Herr Kerr erst machen müssen. Diese Hanswürste! Sie leben noch in der Phraseologie Nietzsches, wie weiland die Gymnasiasten von 1890 und 1900. Was

bei Nietzsche Blindheit und Verblendung war, das wird bei diesen „Führern des Geistes“ und „neuen Ethikern“ Idiotismus und Frechheit. Als ob Menschen und Völker jemals *jenseits* von Gut und Böse, also *jenseits von geistigem Sein und Nichtsein* handeln könnten. Man kann diesseits geistiger Bestimmungen existieren und handeln, weil man noch nicht reif oder abgefallen ist, Völker und Einzelne, aber nicht jenseits. Dieses letzte ist so absurd, wie wenn ein Mann jenseits von Wahr und Falsch denken wollte. Diesseits von Wahr und Falsch können Kinder und Frauen denken und reden und sind dabei oft recht liebenswert, aber ein Mann, der solches tut, dessen Denken nicht in der Distinktion von Wahr und Falsch sein immer neu sich steigerndes Leben hat, der ist wahrlich nicht liebenswert, sondern ein Hanswurst oder noch Schlimmeres und verfällt der Komik oder verdient ausgerottet zu werden.

Als gleich zu Beginn des Krieges die Weißen Blätter ankündigten, daß sie während des Krieges nicht mehr erscheinen werden, (sie sind freilich doch wieder erschienen, es war halt nur ein Weiberversprechen), weil die Redaktion der Ansicht sei, daß man jetzt für das Vaterland handeln und nicht schreiben müsse, da staunte ich. Soviel von Staat und Heereswesen wußte ich, daß man mit Bleisoldaten nicht Frankreich niederringen kann; es blieb also nur die Frage, womit denn Herr Blei handeln wolle; der Bilderhandel geht nicht — vielleicht Kriegslieferungen. Mit Kriegslieferungen werden heute viele seinesgleichen über Nacht Rothschilde. Immerhin, man freute sich an der Aussicht, daß die Herren Blei oder Brod in nächster Zukunft nicht mehr schreiben würden. Das wäre ja ein großartiger Zustand, fast wie in meinem

platonischen Staat, wo nur alles noch radikaler wäre. Herr Blei würde Zuschneider sein für Damengarderobe und auch der Brod würde handeln mit ihr. Geschrieben aber würde von beiden, weder im Krieg noch im Frieden. Sie dürften immer nur handeln, immer nur handeln. — Aber wie bald wurde die Hoffnung getäuscht; es zeigte sich, daß Herr Blei sich einfach wieder unter die Fittiche der alten Mutterhenne, der Neuen Rundschau, die das Gackern zu ihren Windeiern natürlich nicht einmal einen Monat lang einstellen konnte, zurückzog. Dort, in der „führenden geistigen Monatsschrift Deutschlands" schrieb er über den Krieg: „Was man Frieden nennt, ist nur die Zustandsbenennung antagonal dem äußersten andern Zustand, welcher der Krieg ist." Und nun wissen wir's, nicht wahr! Herr Blei weiß auch: „Daß die Deutschen ein Volk von hoher Kultur sind, bestreitet kein Franzose; Bergson verdankt ihm vier Fünftel seines Philosophierens und nur das letzte schlechte Fünftel sich selber." Das ist nun wieder merkwürdig! Daß ein Buch wie die Evolution créatrice auf diese Weise zustande kommen kann, geht wieder über meine Fassungskraft weit hinaus. Denn Herr Blei ist zwar kein Vampyr vom Ausmaß Strindberg'scher Visionen, aber doch eine niedliche Duodezausgabe davon für Bibliophilen und Galanteriewarenliebhaber, so ein kleines, ein bißchen verhuzzeltes Vampyrchen, das sich bald an einem Buch von Choderlos de Laclos, bald an einem von Kierkegaard für die Produktion der nächsten 6 Wochen vollsaugt, da in ihm selber nur die Leere, die mit dem absoluten Nichts in Verbindung steht, gähnen würde. Herr Blei ist doch im Nehmen gar nicht bequem, geniert sich gar nicht, nimmt lieber gleich fünf Fünftel statt bloß vier, und hat trotzdem keine „Evo-

lution créatrice“ geschrieben. Das ist doch merkwürdig. Herr Blei behauptet auch, daß er Hölderlin vielen V. Hugo's vorziehe. Daraus ersehe ich von neuem, was ich zu meinem Schrecken schon lange bemerkt habe, daß es jetzt zur neudeutschen Damenmode in Berlin gehört, mit Hölderlin zu flunkern. Das paßt mir nicht, weil sich das nicht paßt. Nicht einmal in der Phantasie ertrage ich irgendwelche Verbindung Hölderlin-Blei, nicht einmal die ganz abstrakte von Leser und Gelesenem, ohne daß ich zugleich die Symptome einer akuten Bleivergiftung mitphantasiere, und ich sollte es in Wirklichkeit ertragen, ohne mich zu wehren. Herr Blei ist zwar keine üppig wuchernde Giftpflanze, aber doch so ein kleines, ein bißchen welkes Giftblümchen im Gewächshaus der Literatur, und ich mag nun einmal solche undefinierbar parfümierten Pflänzchen nicht sehen und nicht riechen neben einem einsam blühenden Holderbusch. Warum liest denn Herr Blei niemals Scheler mit Erfolg? Er fände in dessen Ethik ein Axiom: „Die Nichtexistenz eines negativen Wertes ist selbst ein positiver Wert“ und hätte nur den mittleren Teil dieses evidenten Satzes mit seiner Schriftstellerei auszufüllen und sich eben in Zukunft darnach einzurichten.

Vor einigen Monaten, zu Beginn des Krieges, bestimmte ich Herrn Blei ganz im Stillen für meinen platonischen Staat zum Damenschneider. Inzwischen ist er's geworden:

„Der Manufakturist teilt mit: Vor einigen Wochen konnten wir bereits von einer neuen Modegründung in Berlin berichten, deren Entstehen der Anregung und tatkräftigen Mitarbeit Berliner Gesellschaftsdamen zu danken ist. Der Schriftsteller Dr. Franz Blei ist der Propagan-

dist und künstlerische Berater der neuen Modefirma, die sich bezeichnender Weise „Kleiderkasten" nennt und im neuen Berliner Modeviertel, in der Königgrätzerstraße (jetzt in Budapesterstraße umgetauft) ihr Quartier aufgeschlagen hat. Sechs große Berliner Konfektionsfirmen: Gerson, Manheimer, Drecoll, Hammer, Stein und Spitzer werden den Verkauf an das Publikum übernehmen, der ‚Kleiderkasten' arbeitet nur für die Wiederverkäufer und unter Anregung bekannter Künstler und Zeichner, wie des Malers Stern, der Zeichner Strimpl, Kainer, Spiro u. s. w.; die Seele des ‚Kleiderkastens' ist die Tochter des bekannten Großindustriellen Friedländer-Fuld. Frau Mitford. Frau von Schwabach, die Gattin des Berliner Bankiers, ist ihre Mitarbeiterin. Mit ihnen ist noch eine Anzahl Damen erster Berliner Kreise im Ausschuß tätig . . ."

Nun ist selbst in Berlin nicht alles vollkommen. Denn so war es ja von mir nicht gemeint, daß Herr Blei außer der deutschen Damenmode auch noch den deutschen Geist vertrete, den Tod des Papstes bespreche in der Neuen Rundschau, der „führenden geistigen Monatsschrift Deutschlands", und dort unaufhörlich mit dem Sänger und Bie Bibi mache. Er sollte nur damenschneidern. Er sollte nicht Wiederverkäufer von Werten der Literatur sein, sondern nur mit Wiederverkäufern von Damenkleidern reellen Handel treiben. Daß der erste Schritt einer neuen Mode, die Herr Blei berät, ein literarischer, also die Gründung einer Zeitschrift, sein werde, war einleuchtend. Und so erscheint denn der „Kleiderkasten" als Zeitschrift, für 10 Mark die Nummer, und der Verleger versichert uns im Stil des Herrn Blei, daß die neue Zeitschrift „aus der Not der Zeit

geboren" sei, wiewohl das freilich selbstverständlich ist. Aber ich habe es schon lange herausgebracht: ein Verleger hält uns Leser glatt für Trottel, denn nicht der ärgste Pedant und Schulmeister, der seine Schüler für so dumm hält, wie ich etwa die Münchener Neuesten Nachrichten — was ihm freilich schwer fallen dürfte —, könnte sie so mit Wiederholungen zu plagen und zu beleidigen wagen, wie ein Verleger seine Kunden. Herrgott, wir wissen es doch allmählich, daß seit dem 1. August jeder Buchstabe, der geschrieben, jeder Dreck, der gedruckt wird, „aus der Not der Zeit geboren" ist. Wenn sie es wenigstens abkürzen würden: a. d. N. d. Z. g. Jedes Kind bis in die vierte Generation könnte es noch lesen, und dann jeder Germanist. Jedoch ich will es gleich gestehen: in diesem Fall bin ich einverstanden mit dem a. d. N. d. Z. g., weil ich nämlich fest davon überzeugt bin, daß Herr Blei und seine Genossen mit der Not dieser Zeit im intimsten Zusammenhang stehen, ja selber ein gut Teil davon sind. Also ist der „Kleiderkasten" fürwahr a. d. N. d. Z. g. Wenn ich mir dann noch die Frage stelle, was denn aus dieser Not der Zeit eigentlich geboren werden könne, dann muß ich plötzlich wieder staunen über die Weisheit der Weltzusammenhänge und der Waschzettel. — Was anderes denn, als zunächst einmal ein Kleiderkasten, der dann Kleider gebiert, die dann Menschen geb . . . nein, nein, nein!

Wenn einer, so hätte man denken sollen, heute schweigen müßte, dann der Herr Mauthner. Aber wie seine Gesinnungsgenossen, die bei den Berufen, zu denen sie prädestiniert sind, geblieben waren, sich nicht zu besinnen brauchten, was sie zu tun hätten, sondern sofort mit den höchsten Ge-

winnen begeisterte Kriegslieferanten wurden, so verstand auch Herr Mauthner über Nacht die geänderte Konjunktur und wurde Patriot mit nur ganz winzigen Nebensätzchen, die ihm aber später wieder als Brücke zum „Weltbürgertum", zur skeptischen Betrachtung des Wertes des Patriotismus dienen würden. Die Fixigkeit dieser Intelligenzen muß irgend etwas zu tun haben mit der mysteriösen Eigenschaft der Katzen, immer auf die Füße zu fallen, nur daß sie hier die naturgegebene Fertigkeit eines edlen Tieres ist, während sie dort einen geistig verworfenen Menschentypus kennzeichnet: den Menschen ohne inneres Gewicht. Im Feuilletonstall des Berliner Tageblatts darf Herr Mauthner die Frage stellen: „Wer ist Henri Bergson?" und die Antwort, im Tone Karlchens, so beginnen: „Das tapfere Schneiderlein in Paris, Henri Bergson, das Schneiderlein der philosophischen Mode, die bis vor kurzem in Paris getragen wurde, hat uns Deutsche vor seinen gemischten Zuhörern ein Volk von Barbaren genannt .... Und Bergson wäre hoffentlich als ein Aufwärmer von abgestandenem Kohl schließlich erkannt worden, auch wenn er diesen Kohl zufällig in deutschen Töpfen aufgetischt hätte." u. s. w. Es ist selbstverständlich, daß diese und die übrigen Sätze des Herrn Mauthner weder für die Philosophie noch für die Beurteilung Bergson's wichtig sind — das weiß sogar Herr Simmel —, sondern nur für mich und meine augenblickliche Aufgabe, denn, daß zwar die künftige Kulturgeschichte sich bei mir über Herrn Mauthner erkundigen wird, nicht aber die Geschichte der Philosophie bei Herrn Mauthner, wer Bergson ist, das wird, wenn nicht sofort, so doch in einiger Zeit jedem einigermaßen Berufenen einsichtig sein. Der Aufsatz des Herrn Mauthner ist aber wichtig für die Beurteilung der deut-

schen Kultur, der deutschen Hauptstadt, des Berliner Tageblatts, das bekanntlich eine Auflage von 230.000 hat. Wie treibt man Sprachkritik? „Und weil Bergson zu seiner spiritualistischen Metaphysik nur Splitter der neuen deutschen und englischen Erkenntnistheorie hinzufügte, wurde ein Mischmasch daraus, der ja Vielen (auch in Deutschland) zu gefallen scheint, der aber mir das Lesen der Bergsonschen Bücher zu einer Qual für mein kritisches Gewissen macht. Auch für mein sprachliches Gewissen..... Schon der Titel seines meistverbreiteten Buches (1907) ist verräterisch. ‚Die schöpferische Entwicklung.' Der Begriff der Entwicklung oder der Evolution hat sich besonders seit Darwin eingestellt, um die Vorstellung von einer Schöpfung aus dem Nichts zu überwinden. Schöpfung oder Entwicklung, das ist die Frage. Bergson sagt mit lächelnder Eleganz ‚schöpferische Entwicklung' und reitet das Bild von diesem hölzernen Eisen zu Tode."

Nun, ein Affe ist zuweilen gelehrig, er kann den Menschen vielerlei abgucken, aber was kann nicht alles geschehen, wenn man nicht auf ihn aufpaßt und er in Abwesenheit der Menschen über einen Werkzeugkasten kommt. Er wird mit dem Hammer einen schönen Spiegel zerschlagen und wird mit der Schere ein köstliches Bild zerschneiden. Jedoch das bei weitem grauenvollere Schauspiel wird sein, wenn ein Affe den Menschen das Philosophieren abguckt, und das ist unserer Zeit vorbehalten geblieben. Er findet das Werkzeug der formalen Logik und hantiert damit eben wie ein Affe mit Hammer oder Schere, recht mit Affengeschwindigkeit wirft er die schöpferische Entwicklung, deren Sinn und Inhalt er so namenlos fremd und häßlich gegenüber-

ſteht wie eben ein Affe einem ſchönen Kind, einfach als „hölzernes Eiſen“ in die Rumpelkammer der logiſchen Schnitzer, fertig, erledigt — und grinſt. Daß der Mauthner immun iſt, hab ich von Anfang an geſagt, aber es iſt doch belehrend zu ſehen, wie das im Einzelfall mit Hilfe der Sprachkritik ſich offenbart. Ich ſage: es gibt philoſophierende Affen, er aber meint „behaglich lächelnd“: Nix ze mache, is ja evident ä contradixio in adjäcdo.“ Vielleicht redet der empiriſche Herr Mauthner nicht ſo, aber dann iſt es nur eine diaboliſche Erfindung oder eine akuſtiſche Täuſchung, denn der intelligible Herr Mauthner redet ganz gewiß ſo.

Als aber Herr Mauthner abermals im Sonntagsfeuilleton-ſtall des Berliner Tageblatts erſchien, da waren aus den winzigen Nebenſätzchen, die im Auguſt das erſte Material zu der Brücke ſein ſollten, die ihn einſt wieder zurück zum „guten Europäertum“ des Herrn Brandes und zur ſkeptiſchen Betrachtung des Wertes des Patriotismus führen würde, ſchon kleine Hauptſätze geworden. „Der Krieg hat uns bisher nur reich gemacht, reich an Begeiſterung und an opferbereiter Siegeszuverſicht. Eine Sorge um den letzten Erfolg laſſen wir ebenſo wenig aufkommen, wie leichtſinnige Luſtigkeit über einen Teilerfolg. Die eine Sorge bloß ſteigt in mancher bangen Nacht vor uns auf: wie werden wir zu dem zurückfinden, was der höchſte Stolz des deutſchen Namens war, zu dem ganz anders weltwindenden, vorurteilsloſen, gerechten deutſchen Denken, zu unſerer deutſchen Friedenskultur? Im Kriege haben wir uns ſchon 1870 gefreut, wir freuen uns wieder darüber, daß der Feind ſich täuſchte, als er uns noch immer für das Volk der Dichter und Denker, für das Volk von Weimar und

Jena hielt." Wie ist das nun? Wie ist das mit dem Satz vom Widerspruch? He! Was ist's mit der Qual des kritischen Gewissens? He! Wer hat jetzt ein hölzernes Eisen in der Hand? He, Sie! Das ist nicht so einfach. Dem Mauthner wird in bangen Nächten das behagliche Lächeln von der Sorge verscheucht, daß Deutschland nach dem Krieg nicht zu dem zurückfinden könnte, was es zu Mauthners großer Freude vor dem Krieg auch nicht hatte: zum Dichten und Denken. Gewiß, das hat der Mauthner nicht so gemeint, er hat gar nicht sagen wollen, was er doch gesagt hat. Er ist ja selber „Dichter und Denker", wie könnte er also so etwas meinen, und überhaupts: da käm ihm der Mosse anders als mit Honorar, wenn er vor 230.000 zahlenden Dichtern und Denkern so etwas behaupten würde. Herr Mauthner hat also nur aus Versehen die Wahrheit gesagt, die einzige Möglichkeit, wie auch ein Mauthner noch hie und da, zwar nicht als Träger aber als Objekt der Ironie, die Wahrheit sagen kann. Die Wahrheit: denn nichts ist gewisser, als daß Deutschland nicht mehr das Volk der Dichter und Denker ist, und am allergewissesten ist, daß keiner mehr Grund hat, sich darüber zu freuen, als der Mauthner. Wäre nämlich Deutschland das Volk der Dichter und Denker, er hätte nicht ein Menschenleben lang mit Erfolg schmieren können, er wäre schon beim ersten sprachkritischen Versuch, nicht so höflich wie die echten Dichter im Staate Platos, sondern wie die echten Schwindler im alten Preußen mit einem Fußtritt über die Grenze gejagt worden. Höchstens, daß sich ein neugieriger Naturforscher seiner angenommen hätte, um an ihm eine neue Tierspezies durchaus zu studieren: pithecanthropus scepticus.

Warum sorgt sich denn der Herr Mauthner so um die Zukunft der Philosophie? Fürchtet er etwa, daß die wirkliche Philosophie Schaden nehmen könnte? Aber er stelle sich nicht dümmer als er ist, und er lüge nicht über das gewohnte Maß! Es ist ja absurd. Selbst ein dreißigjähriger Krieg könnte einen Philosophen nicht hindern, hat Descartes nicht gehindert, Gedanken zu haben, er hat sie halt, weil sie ihn haben. Und was nun gar die Erkenntniskritik anlangt, für die der Mauthner ein Faible hat wie die Motte für das Licht, das sie verzehrt, so muß ich schon sagen, daß es gerade ihr heute in Deutschland bei Husserl relativ am besten geht, so gut, daß auch vor ihr die Sprachkritik des Herrn Mauthner zum wüsten Dunst wird und als das bare philosophische Unwesen dasteht — so farblos muß man sich eben in der Erkenntniskritik ausdrücken, wenn ich mich in konkreteren Sphären bewege, dann nenne ich die Sprachkritik anders, er weiß schon. Und daran kann der Krieg nichts hindern; ja das wäre immer noch genau so, auch wenn die Russen nach Göttingen kämen und Husserl erschlügen, den Mauthner aber am Leben ließen, damit er ihnen am Lagerfeuer zur Unterhaltung etwas vorgrinse — das änderte nichts daran. Indessen, die Sorgen des Herrn Mauthner sind ja ganz andere. Ich weiß schon, was soll es bedeuten. In bangen Nächten gefriert ihm zuweilen und all den andern Herren des Berliner Tageblatts das behagliche Lächeln in der eisigen Angst, daß nach dem Krieg der ekle Rotz des Berliner Freisinns, der vor dem Krieg über alle geistigen Gebiete sich hinwälzte, alles Edle schon im Keim und Samen erstickte und nur das Gemeine üppig wuchern ließ, ein wenig eingedämmt werden könnte. Ach, wäre

doch meine Hoffnung darauf so groß, wie seine Angst davor! Mir wäre wohl.

Als aber der Mauthner abermals und zum dritten Mal im Sonntags-Feuilletonstall des Berliner Tageblatts erschien, da waren aus den kleinen Hauptsätzen, welche die Brücke bilden sollten, auf der Herr Mauthner von der Insel der „Begeisterung" und der „opferbereiten Siegeszuversicht" sich wieder auf das Festland der beschaulichen und behaglichen Skepsis hinüber retten könnte, große Hauptsätze und ganze Abschnitte geworden. Und Herr Mauthner, der bekanntlich davon lebt, daß er sagt, der eine Philosoph hab' äso gesagt und der andere Philosoph hab' äso gesagt, Herr Mauthner, der bekanntlich darüber niemals verzweifelt ist, sondern immer nur behaglich gelächelt hat, Herr Mauthner, der bekanntlich nie merkt, daß ein und derselbe Philosoph nicht einmal äso gekonnt hat, und das andere Mal äso, sondern daß das nur die Charlatans können, die Agrippas von Nettesheim, die wenigstens ehrlich draufgingen, während sie im 20. Jahrhundert infolge des Fortschritts und des Berliner Tageblatts hochgeehrt als „Lehrer des Volkes" sterben werden, Herr Mauthner, der bekanntlich ein genialer Skeptiker ist, erklärt uns, weil ein Skeptiker bekanntlich dazu der Berufenste ist, was die Moral sei: „Was ist das: die Moral, die Göttin Moral, die durch die menschliche Einrichtung des Krieges höchst anstößig auf den Kopf gestellt worden ist?" Nun muß ich sofort feststellen, daß ich zwischen der Moral des Berliner Tageblatts, des vordern und des hintern, im Frieden und seiner Moral im Kriege keinen Unterschied finden kann, und ich war auch niemals der Meinung, daß diese Moral eine Göttin sei, sondern immer der festen Ueberzeugung,

daß sie dem Herrn Mauthner bis auf die Haarigkeit gleiche. Und wenn man nun den Herrn Mauthner auf den Kopf stellte, so könnte diese Prozedur die apriorische Anstößigkeit seiner Existenz und Person nicht noch mehr steigern, könnte unser Weltbild nicht ändern, weil nämlich Herr Mauthner, auf den Kopf gestellt, einfach mit die Fieß philosophieren, mit die Fieß Feuilletons schreiben, die Fieß statt die Händ an Aristoteles und an Held und Genius abreiben würde. „Zunächst ist die Moral gar keine Göttin, sondern einfach die menschliche Sitte, insofern sie wichtig oder notwendig scheint für den Bestand eines Volkes. Die Moral ist — um einen darwinischen Ausdruck zu gebrauchen — die arterhaltende Sitte." Und da sag nun einer, daß das nicht einfach sei! Sehr einfach. Der Dummkopf merkt ja nicht einmal, daß er immer schon im zweiten Satz oder schon im ersten aus der Höhe seiner „genialen Skepsis" hinunterplumpst in sein Element, in die Suhle der Commis-Voyageur-Dogmatik, die immer alles genau weiß, was stinkt, und daß es sehr einfach ist. Sehr einfach! Der Dreck erhält die Art der Wanzen, so wird das Dreckdrucken zur arterhaltenden Sitte, und die Moral ist keine Göttin, sondern einfach eine Zeitung, die zudem den Vorzug hat, daß man sie niemals wird auf den Kopf stellen können, weil sie immer nur liegt (oder lügt, ich überlass' es dem Setzer, und in der Aussprache des Herrn Mauthner ist's sowieso gleich) und weil sie also überall Hinterer ist. „Ich verkehre seit Wochen viel mit unseren Verwundeten. Jeden Tag fällt mir das Wort Bismarcks ein: Unsere Leute sind zum Küssen". Er wird doch nicht etwa, das Haarwunder! Ich hoffe, daß ihm das, wenn nicht aus anderen, so doch aus sanitären Gründen verboten wird. Es ist wahr-

lich eine arge Einrichtung des Staates, daß er diese Herren — und es gibt ihrer nur allzuviele — arglose Verwundete belästigen, Eindrücke sammeln und daraus Kriegs-Feuilletons fürs Berliner Tageblatt machen läßt, anstatt daß er sie die ihnen idealiter ganz klar zuerkannte Funktion auch realiter ausüben läßt: die Haferl zu leeren. „Und wäre es nur darum, müßten wir den Tag herbeisehnen, an dem wir zu der Kultur und der Moral des Friedens als Sieger werden zurückkehren können. Wäre es auch nur darum, um wieder auf Goethe schwören zu dürfen." Aber seit wann ist denn Goethe

der Herr der Ratten und der Mäuse,
der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse

daß die auf ihn schwören dürften?!

Als aber der Mauthner abermals und zum vierten Mal im Sonntagsfeuilletonstall des Berliner Tageblatts erschien, da war es klar geworden, daß er heimgefunden hatte, aus der gefährlichen Epoche der „Begeisterung" und der „Opferbereitschaft" zurückgekehrt war in die behagliche Beschaulichkeit der sieggekrönten Skepsis. Zum ersten Mal wieder seit Monden belauschte er ein „Gespräch im Himmel", Bismarck und Goethe wurden bemüht, sie mußten den Jargon plaudern des Herrn Mauthner und sein Lächeln grinsen; Held und Genius mußten mauscheln in einem Blatt, über das sie auf dem Abtritt noch ergrimmt wären. Heil dem Sieger! Sind sie auch lang die Winternächte, bang sind sie nicht mehr. In ihnen steigt dem Mauthner keine Sorge mehr auf, daß Deutschland nach dem Krieg nicht wieder zu dem zurückfinden könnte, was es vor dem Krieg so schön schon hatte: den Rotz der Berliner Intelligenz, denn auch im Krieg noch wird

er gegrüßt als Sieger. Behaglich und beſchaulich war wieder das Daſein geworden, als Herr Mauthner entdeckte, daß die neue Zenſur dem Gewerb' ſo wenig zu Leibe geht, wie die alte, daß ſie alles, alles, alles durchläßt, nur nicht — wenn er kommen ſollte: den Geiſt.

Wie war das Wir ſo ſchön am Anfang und hatte Klang und Fülle, niemand brauchte es zu ſagen, es ſtand auf der Stirne aller vom Kind bis zum Greis, es leuchtete in den Augen aller — es war ein kurzer Augenblick der Erlöſung. Als aber in der nächſten Stunde noch das Wir, aus dem Herzen des Volkes geraubt, in die Mäuler der Journaliſten kam und den Weg durch die Preſſe beſchmutzt wieder in das Volk nahm, da ward es leer und wüſter von Tag zu Tag. Troſtlos ſtand man vor dieſem Unabänderlichen und ergrimmte, daß es unabänderlich war. Die geiſtige Führung der Völker übernahm, nein, ſetzte fort ihr Auswurf. Hüben und drüben durfte die Preſſe ungehindert die Lügen der Hyſterie verbreiten, aber auch die der geſunden Gemeinheit. Sie predigte einen ſinnloſen, blinden, in keiner Anſchauung begründeten Haß. Dies aber iſt das Verwerflichſte und Verworfenſte, das geſchehen kann. Der Haß hat allein im Einzelnen geiſtige Berechtigung, im Einzelnen, der ſieht und ſagen kann, was er haßt, der vor dem letzten Gericht die Verantwortung übernimmt, daß, was er haßt und — das folgt aus dem Haß — vernichten will, auch des Haſſes und der Vernichtung wert iſt. Den Literaten Liſſauer aber, den Autor des wüſten und dummen Haßgeſangs gegen England, hätte eine Staatsgewalt, die ſich ſelber verſteht, in ein Arbeitshaus einſperren müſſen, wenn er nicht in den Schützengraben taugte,

anstatt ihn frei herumlaufen und „dichten“ zu lassen. Ehe dieser Herr auftrat, waren sich die geistigen Führer Deutschlands, also die Journalisten, noch nicht recht einig, welches Nachbarvolk man am meisten hassen müsse, das Frankreich der Mordbrenner und Leichenräuber, das perfide Albion, das Land der Krämerseele — diese Bezeichnung fand man am häufigsten in den Mosse- und Ullsteinblättern, die erwiesenermaßen nur von adeligen Seelen geleitet werden und den Krämergeist von jeher verabscheuten — oder die Tataren, die bekanntlich Tag und Nacht keinen andern Gedanken haben, als wie sie die Juden plagen könnten. In dieser schweren Qual der Wahl entschied sich der Herr Emil Ludwig im Feuilleton des Berliner Tageblatts gegen die Tataren, aus Gründen, die er nicht nennt — er nennt nur falsche —, die wir aber nach dem Krieg von Herrn Wolff und Genossen deutlich genug zu hören bekommen werden. Sie laufen, glaub' ich, alle in dem einen Urgrund zusammen, daß vor Jahren der Herr Georg Brandes in Petersburg nicht hat reden dürfen. Dieses Verbot war eine halbe Kulturtat, es war keine ganze, weil diejenigen, welche es erließen, seinen Sinn nicht tief genug faßten und auf der Oberfläche der Polizei und Politik blieben. Herr Emil Ludwig nun, vielleicht die üppigste Sumpfblume der neuberliner Literatur, schreibt: „Nur nach einer Seite hin ist dieser Krieg von innerer Bedeutung, historisch notwendig und mit dem vollen Haß zu führen, den rassige Menschen rassigen Menschen zollen. Die Slawen oder wir, das ist die Frage .... Ich nehme aber die Stunde wahr, um aus dem Herzen laut zu sagen, daß ich sie hasse, jene slawische Seele, und daß ich weiß, wie vielen von den Jüngeren ich aus der Seele

spreche. (Um keinen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, möchten wir betonen, daß auch wir jene slawische Seele, die sich in Tolstoi, Lermontow, Turgeniew, Puschkin und anderen Großen des russischen Geisteslebens verkörpert, nicht hassenswert finden. Die Redaktion.) Kaum war die Bewegung für den großen Tolstoi in Deutschland über ihre Höhe, da kam die andere für Dostojewski, und welcher Künstler wollte sich dieser dämonischen Inbrunst, diesem umschatteten Erzengel entgegenstellen! Aber die Welt, die er liebt und gestaltet, ist nicht unsere Welt, sein Dämon ist nicht unser Dämon . . ." Das sieht ja ganz schrecklich aus, ein Kampf der Geister: der germanische Genius in Herrn Ludwig gegen umschattete Erzengel. Trotzdem: ich hätte der Redaktion des Berliner Tageblatts geraten, den Haß des Herrn Ludwig nicht gar so ernst zu nehmen. Es war wirklich keine Gefahr und keine Notwendigkeit der Berichtigung; kein Abonnent oder Inserent wäre wegen des Hasses des Herrn Emil Ludwig auf Dostojewski abgesprungen, das ist denen wurscht, und wenn's denen wurscht ist, sollte es füglich auch der Redaktion des Berliner Tageblatts wurscht sein. Bitte, nur keine Bemühung um die Kultur! Es war auch nicht nötig, daß das Berliner Tageblatt, „um keinen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein", mir ihre eigenen Mißverständnisse verriet. Es ist nämlich komisch, wenn die Redaktion betont, daß sie den Geist Turgenjeffs nicht hasse, wie wird sie denn, das ist ja, wie wenn sie beteuerte, daß sie den Geist Heines nicht hasse. Mit Tolstoi freilich ist es eine andere Sache, mit Tolstoi zusammen gibt es keine Textileinheiratinserate und keine stinkenden Romane von Felix Holländer, auch keine gehirnerweichenden von Felix Salten, und ganz anders

iſt es mit den andern Großen! Wie niedlich, mit einem unbeſtimmten Plural den einen Doſtojewski zu umſchreiben, dem ich nachſagte, daß er einem Berliner Tageblatt-Literaten die Hand nicht gereicht hätte. Das Berliner Tageblatt hätte ihn nicht ſo ernſt nehmen ſollen, den Haß des Herrn Ludwig auf die ſlawiſche Seele, die wird ſich ja auch nichts daraus machen, weil ſie im Ertragen von Wanzenſtichen ſicher geübter und heroiſcher iſt, als wir, die daran ſterben können und deren Aufgabe deshalb zunächſt iſt, das Ungeziefer auszurotten. Der eigentliche Greuel iſt ja der, daß ein Emil Ludwig auch jetzt im Krieg noch ſchreiben darf; von da ab iſt es ziemlich gleichgültig, was er ſchreibt, da wir ſchon lange wiſſen, wie er ſchreibt. Ich kann mir denken, daß auch ſeine literariſchen Freunde grinſen, wenn der Ludwig von der germaniſchen Raſſe redet, von der Seele, dem Haß und dem Dämon. Ja, die Germanen; dieſe Herren leiden jetzt alle an Halluzinationen, ſie ſehen bloß noch Blond und Blau, ſogar wenn ſie in den Spiegel ſehen. Und die Seele des Herrn Ludwig und die der Jüngeren, aus der ein Ludwig ſprechen darf, gehören doch auch in den Lauſebereich des Herrn Mauthner und ſind nach deſſen und des großen Philoſophen Mach unwiderleglichen Beweiſen nur ſymboliſche Wortbezeichnungen für ein Nichts, eben nichts. Der Haß aber, der Haß, ich wette, iſt eine abſtrakte Leſefrucht aus der Fackel. Nur der Dämon iſt ganz neu, ganz Neuberlin; ich glaube, er ſtammt aus den Ausſtattungsſtücken Reinhardts. Kein Berliner Tageblatt-Kavalier geht heute und nun vollends während des Krieges, ohne Dämon aus; lieber läßt er noch das ſilberne Zigaretten-Etui in der Taſche, als daß er ſeinen Dämon nicht vorzeigt; er greift bei jeder Gelegenheit nach ihm,

wie der Oberbayer nach dem griffeſten Meſſer, das mir aber mehr imponiert. Der tanzende Holländer hat den gruſeligſten, aber der des Herrn Ludwig wird ihm mit der Zeit auch nicht nachſtehen. Wie geſagt, ich kann es mir gar nicht anders vorſtellen, als daß die literariſchen Freunde grinſen, wenn Herr Emil Ludwig von der germaniſchen Raſſe redet, von ſeiner Seele, ſeinem Haß und ſeinem Dämon (tailor made).

Sein Dämon aber iſt es wohl, der den Herrn Ludwig auf die Schlachtfelder treibt und ihn ſo berichten läßt: „Im Chauſſeegraben liegt etwas Dunkles, wir greifen an den Hahn, — dann lachen wir: nein, es iſt kein Franzoſe, nur ſein Rock. Hingebreitet wie ein liegender Menſch liegt dort ein langer blauer Infanterierock. Wir heben ihn auf: der Aermel iſt abgeriſſen. Das bedeutet einen Menſchenarm. Innen iſt das Futter rot von klebrigem Blute: das bedeutet einen Menſchen. ‚Die Taſchen?‘ Ich wage nicht, in dieſem unheimlichen Mantel zu ſpionieren, der Geiſt des Menſchen, dem er angehörte, ſchwebt über ihm. Ich bewundere die ſchönen Knöpfe: eine feuerſpeiende Kugel iſt darauf geprägt. Der Chauffeur greift in die tote Taſche. Brief! „Je ne vois plus rien à te dire pour le moment, si ce ne'st pas que l'on t'embrasse tout bien fort‘ . . . .“ Was iſt das für ein Dämon? Sind wir ihm ausgeliefert? Ich fürchte, es gibt kein Entrinnen, dieſen Dämon kann man nicht austreiben; wo fände ſich denn die Sau, die geſtattete, daß er in ſie fahre?! Und ruhelos treibt dieſer Dämon, der weiß, daß das Berliner Tageblatt gut bezahlt, den Herrn Ludwig von Holland nach Belgien, von Belgien nach dem Elſaß, vom Elſaß nach Polen, und überall ſpielt er, wie

Meister Kerr, die Harfe zu seinen Reporternachrichten: „In der Mitte der Brücke, in verglastem Kapellchen von Holz, steht eine geschnitzte Madonna, schwärmerisch trauernd. Daneben steht, am Geländer, schweigend ein alter Jude. Das ist das letzte Sinnbild von Polen.“ Ehre dem alten Juden, der *schweigt*. Das letzte Sinnbild von Europa ist ein anderes: da stehen junge Juden, im Smoking, neben der geschnitzten Madonna, und sind Kunsthistoriker und betasten sie und bespeicheln sie und psychoanalysieren sie und *plaudern*, *plaudern* für das Berliner Tageblatt. Und wenn's die Madonna nicht ist, dann ist's die Venus oder die Helena. Man höre:

„Ein Seegefecht vor Troja.

Von unserem zum türkischen Kriegsschauplatz entsandten Spezial-Korrespondenten Emil Ludwig.“

„Mich erfüllt das Vorgefühl: mit Augen den Schauplatz zu sehen, auf dem du seit der Kindheit dich bewegtest. Mit ihren gehämmerten Rhythmen stiegen die Namen des Homerischen Gedichtes in mir auf und nieder, mischten sich mit dem Trotte des Wagens, schimmerten auf unter dem Zucken des englischen Scheinwerfers, sanken wieder in die Nacht, in die wir fuhren. Mir ahnte nicht, was kommen sollte.

Als es tagte, fanden wir uns auf einer breiten Ebene. Den Hügel abwärts kam ein Zug von Kamelen, schwarz wölbten ihre Buckel sich vor der Sonne, feldgrüne Soldaten schritten daneben, wiegend, nur zuweilen lenkten sie die phantastischen Tiere an dem *großem Strick, der alle zu einer Einheit macht*. Lasten von Proviant trug jeder Koloß gegen die Küste hin, Sinnbild des Dienens — wie keins von allen Tieren, und mit schnellen Schritten suchten kleine Esel mitzukommen.

Herden von Kühen und Herden von Schafen ziehen glockenläutend durch das Feld, grasen und laufen, *schaffen ein Pastorale an Stelle eines Krieges*, und der Hirt, in stechend bunte Tücher gewickelt, sitzt an einem flinken Wasser, hält die Füße hinein und schweigt. Ich pflücke den Mohn, der seit den Jahrtausenden hier seine leuchtenden Gebilde schafft, gefüllt mit dem geheimnisvollen Samen, der Phantasien wirkt wie das Homerische Gedicht.

Ich fühle mit einem Male Zusammenhänge, wie selten, wie nie in diesem Kriege. Auf der Mauer des Priamos, da liege ich, in der Deckung eines blumenreichen Hügels, vor mir ragt am Meer der Grabhügel des Achilleus, westlich der des Ajax, ich sehe einen gewundenen Lauf glänzend verschwinden, das ist der Skamandros; fern im Rücken fühle ich die Gewalt des Götterberges. Der Stein in meiner Hand, den ich mit Sorgfalt löste, um ihn wie ein Kreuzfahrer als Pfand in mein Haus zu tragen, er half die Mauer des Gemaches tragen, in dem Helenas reizende Sünde sich in Hephästos' Netz fing ....

Sss-ss-sswt! Bums!! Ein Volltreffer! Man staunt, man ärgert sich fast, daß man den Herren eben doch nicht gewachsen ist, indem sie immer wieder schreiben, was man niemals den Mut gehabt hätte, ihnen zuzuschreiben. Aber jetzt ist's aus. Das kommt davon, wenn man nach Dardanos bloß seinen Dämon mitnimmt und nicht auch den Zettelkasten oder den falschen. Aber was geht das mich an! Et que Diable, que Diable allait-il faire en cette — trière! Jetzt ist's aus. Ein Volltreffer, und bloß lag die stinkende Sünde eines Feuilletonistenhirnes. Zu Tage traten alle Zusammenhänge zwischen Cohn und Kreuzfahrer und nimmer zur Ruhe kommt die Flucht der Assoziationen zwischen der Jerusalemerstraße und der Akropolis, zwischen Troja und Paris, dem die Venus entfloh, weil Mars die Stunde regiert und sie ohne Merkur auch nicht mehr leben kann. Ihr Götter, wie soll man sich auch erwehren, wie Herr werden der überwältigenden Fülle der Gesichte in diesen Gegenden, wo, ich bitt Sie, so viel schon passiert ist. „Sieht das Auge, das schweifende, gen Korinth, wo Agamemnon einst, aus des Labdakos fluchbeladenem Geschlecht ..... im Bad mit dem Nessoshemd erwürgt ward, weil sein Ahn einst der Niobe die eigenen Kinder zerstückelt zum grausen Mahl ... wiewohl er im Hofe des Schlos-

ſes . . . von Teireſias, dem greiſen Seher, der vor Wintern in Moiſſi . . ., der auch des Oreſteles Pathos zum Sinnbild des Muttermordens verdichtete . . . mit Reinhardt Neſtor und Pollux der Mittelmeerkultur, deren kongeniale Fortſetzung und übergreifende Steigerung . . . . . Kriegsziel . . . . Auf der Mauer des Priamos, wenn man da liegt, in der Deckung eines blumenreichen Hügels, wie fühlt man die Zuſammenhänge der Jahrtauſende! Auch wir ſchöpfen . . . der Danae ewig rollendem Faß . . . Haß gegen die Tataren und wohl auch gegen jenes Volk mit dem inſularen Denken, das . . . Argonauten in Tauris . . . im Garten der Hebriden . . . das goldene Kalb . . . Wenn man den Mohn pflückt, (der ja manchmal die Farbe der Herbſtzeitloſen hat) wirkt er Phantaſieen wie das Homeriſche Gedicht . . . aus weinfarbenem Meer die Inſel, auf der Io von der Bremſe, in die Zeus ſich verwandelte . . . geſtochen wurde . . . hier fiel dem kretiſchen Ochſen, kaum daß er Europa beſtiegen hatte, der Goldregen in den Schoß. Herden von Schafen ziehen glockenläutend durchs Feld und ſchaffen ein Paſtorale . . . Schwant euch, ihr Brüder? . . . Platane . . . Dido mit dem . . . Neuere Forſcher, denen aber die Phantaſie mangelt, verlegen dieſe Szene gerne an den Lido. Auch Michel Agniolo Buonarotti hat ja die verwegene Symbolik dieſes echt heidniſchen Stoffes für ſeine künſtleriſche Leidenſchaft gewählt und ihn in unvergängliche, eherne Rhythmen gehämmert und gegoſſen, die auch hier noch unter dem Zucken der engliſchen Scheinwerfer aufſchimmern . . . und von unſerem deutſcheſten Philoſophen, der nicht umſonſt in Meiſter Erwins und des jungen Goethe Stadt lebt, von Meiſter Georg Simmel, der letzten Endes die hellſten Lichtblicke in das urger-

manische Clair-obscur Rembrandts geworfen hat, erwarten wir auch die endgültige Psychologik . . ." — Ihr Götter, laßt auch mich ein Bild festhalten von dieser neoromantischen Reise ins klassische Altertum: Seht dort, seht ihn, mit der grazilen Müdigkeit eines anglisierten Ladenschwengels, Endymion, da liegt er, in der Deckung eines blumenreichen Hügels, auf der Mauer des Priamos, der wiewohl ein König ihm aber in Wahrheit so egal wie die Königin also Hecuba ist, weil er eigentlich ein difer Kellner ist im Adlon (Jovis Vogel) und Ganymed heißt, so aber auch nicht, sondern Emil Ludwig sich schreibt, was aber wiederum ein Pseudonym ist, also kurzum: nichts Genaues liegt da auf der Mauer des Priamos und drängt, wohin? Ach, wohin? Hinauf! Mir! Mir! Aufwärts zum allzahlenden Zeus, wo doch aber in Berlin und der Mosse ist und die nächste Verbindung die Telegraphenstation in Dardanos ist. Was aber tut er jetzt? Auf dem blühenden Mohn mit dem geheimnisvollen Samen? . . . Oeffentlich? Vor 230.000 Abonnenten? Einen Strick her, ihn zu binden bei solcher Unzucht mit der Allerweltsphrase auf kulturschänderischem Lager, das bedrecktes Zeitungspapier ist und Berliner Tageblatt heißt. Ich binde ihn im unseligsten Augenblick seiner geistverfluchten Lust und unserer Qual, binde ihn, ihm zur Qual und uns zur Lust, mit dem Strick, den er selber mitbringt, der die Kamele zur Einheit macht, welche die Esel nicht stören.

Zum Mythos des Gestanks wird einst die Bildung des Berliner Tageblatts werden und seines Spezialkorrespondenten vor Troja. Und so was also schreibt Bücher über Bismarck, die dann bei S. Fischer herauskommen und in der „führenden geistigen Monatsschrift Deutschland" an-

gezeigt werden. So was ist zwar durch diesen meinen Aufsatz geistig erledigt, aber beileibe nicht in der deutschen Literatur, wo so was auch weiterhin Karriére machen wird, weil die deutsche Literatur in Berlin mit ihrem politisch-ästhetischen Sängerbund und der führenden Monatsschrift halt genau eben so was ist.

Herr Th. Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblatts, nahm sich die Mühe, die deutsche Kultur zu verteidigen und zu beteuern, daß der Deutsche alte Kirchen sehr hoch schätze. Aber die deutsche Kultur müßte sich solcher Fürsprache schämen und sie ablehnen; der Herr Wolff soll die Börse unterrichten, was sie jetzt am besten zu tun hat, ich werde ihm nicht drein reden, im Gegenteil: ich werde jedem, der Papiere hat, empfehlen, sich an den Rat des Berliner Tageblatt zu halten. Der Herr Wolff lasse die alten Kirchen und die Kultur in Ruhe — hands off! Die schamlose Beschäftigung der Kunsthistoriker, Feuilletonisten, Politiker und Liebhaber nach Art des Herrn Wolff mit alten Kirchen ist schon lange eine Schmach Europas, die zum Himmel schreit. Diese B. T. Kultur, die im Gucken und Tasten und Lesen und Feuilletonschreiben, eigentlich aber im Geschäft besteht, bringt es ja wohl fertig, von einem gotischen Dom und dem Herrn Shaw im selben Atemzug zu reden und beide Kultur zu nennen. Ich war noch nicht 20 Jahre alt, als ich einen der Kulturbreiköche in Krämpfe versetzte, weil ich behauptete, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob Amerika alle Werke Michel Angelos aufkaufe, daß es gleichgültig sei, solange in Europa noch ein Michel Angelo zur Welt kommen kann. In dieser Anschauung werde ich bleiben. Ich nehme keinen Anstoß an der Beschießung von

Kirchen im Kriege, aber ich bin für die Vernichtung der Parasiten, die an dem Geiste zehren, aus dem einst eine Kathedrale von Reims wurde. Und ich sage: Wenn der Herr Wolff im Mosseblatt schreibt: „Es gibt — vielleicht von einigen Vertretern der kraftmeierischen Pose abgesehen — keinen gebildeten Deutschen" — verfluchtes Geschwätz, als ob eine Kathedrale nicht auch für einen ungebildeten Katholiken da wäre, aber ganz und gar nicht für einen gebildeten Wolff, als ob sie von gebildeten Wolffs erbaut worden wäre oder erbaut werden könnte! Verfluchtes Geschwätz! — „der die Nachrichten über das Schicksal der wunderbaren Kathedrale anders als mit aufrichtigem Schmerz lesen könnte", so stinkt diese Phrase, sie stinkt ärger als die Leichen. Die stummen Steine müssen ja stöhnen nach Feuer und Brand, sie müssen sich ja sehnen nach Vernichtung, sie müssen ja flehen um Erlösung von dem Betasten und Begucken der gebildeten Wolff und Genossen. Ein Mensch kann ja reden, ich habe noch die Sprache, ich bin nicht ohne Wehr und ich werde mich wehren, aber stumm die Qual tragen zu müssen wie die Steine — sie müssen ja einfallen wollen, die Kirchen frommer Hände.

Nie werde ich leugnen, daß die Wolffs jene Bildung haben, die sie befähigte, in Paris Minister und Präsidenten zu werden. Kennen, lesen tun sie alles, z. B. auch Luther oder Fichte. Und es ist wiederum nicht zu leugnen, daß man Chefredakteur des Berliner Tageblatts sein und zugleich Fichte und Luther lesen kann, aber bis zum letzten Atemzug und noch vor dem Gericht werde ich leugnen, daß einer Chefredakteur des Berliner Tageblatts und zugleich ein geistiger Nachkomme Fichtes oder Luthers sein kann.

Also still davon! Auf jeder Nennung der Namen Fichte oder Luther stehe harte Strafe! Mit den Idealen der großen Führer des deutschen Geistes bringt keiner den Inseratenteil des Berliner Tageblatts zustande. Wer das nicht einsieht, wer das leugnet, der — ich will es nicht sagen. Nur kein Mißverständnis! Die Wolff und Genossen dürften in meinem Staat auch tun, wonach eigentlich ihr Herz drängt. Sie könnten so reich werden, wie sie geworden sind, aber sie müßten die ihnen nach der Ordnung des Geistes gebührende Stellung einnehmen. Die groteske Perversion, daß sie zugleich die Führer des Geistes spielen, die Probleme des deutschen Volkes lösen helfen, und durch dieses verruchte aber einträgliche Spiel den Durchbruch des Geistes wirklich verhindern, würde mein Staat nicht dulden. Es käme niemals zu der unsagbaren Schamlosigkeit, daß der Angestellte eines Inseratenagenten öffentlich behaupten darf, das Herz tue ihm weh, weil die Kathedrale von Reims beschossen wird — und weiß doch jeder Abonnent und Inserent, wann diesen Herren das Herz wirklich weh tut. — Wenn man so einfache und klare Dinge sagt, wie ich soeben, hat man es freilich mit zwei Gegnern zu tun: dem Idiotismus, der es nicht versteht, und der Gaunerei, die es nicht verstehen will.

Weil er den Genfer Protest unterschrieben hat, ist man dahinter gekommen, daß Herr Jacques Dalcroze ein Charlatan ist. Man ist nicht dahinter gekommen auf Grund seiner Tätigkeit, seiner Musik und seines Aussehens, d. h. also, man ist auch jetzt nicht wesentlich dahinter gekommen, daß er ein Charlatan ist, sondern man bildet es sich bloß

ein; man würde den Herrn Jacques Dalcroze, wenn er in Berlin anstatt in Genf sich am europäischen Schwachsinn beteiligt und einen „Protest" unterschrieben hätte — er wird es bereut haben — für ein Genie und einen Charakter halten. Bei der Gelegenheit ist man auch dahinter gekommen, daß Herr Jacques Dalcroze eigentlich Jakob Dalkes heißt. Selbst wenn es faktisch nicht wahr ist, so ist es doch ewig wahr, daß Herr Jacques Dalcroze eigentlich Jakob Dalkes heißt; das ließe sich sofort dadurch beweisen, freilich nur für die, welche Augen haben, daß ich ihn hier abbildete. Man ist weiter dahinter gekommen, daß Herr Jakob Dalkes aus Wien stammt, was ja freilich, wenn das erste gegeben ist, wirklich nur eine immanente sich selbst vollziehende Folgerung ist. Und wenn es faktisch nicht wahr ist, so ist es doch ewig wahr, daß Herr Jakob Dalkes aus Wien stammt, weil nämlich Wien jene Stadt ist, die dazu ausersehen ward, daß in ihr alles Unwesen des Geistes — auch Herr Blei muß aus Wien stammen — musizierendes Fleisch und literarisches Blut werde und uns heimsuche.

Wenn Herr Harden einen Vortrag hält, dann bespricht ihn Herr Emil Ludwig im Feuilleton des Berliner Tageblatts so: „er mied die Phrasen, die heute überall ausgestreut liegen wie Minen im Kanal, und fuhr mit solcher Vorsicht, daß er keine berührte." Ja gewiß, so stellen diese Herren sich das vor. Und wenn man's nicht vorher schon gewußt hätte, jetzt wüßte man's, wie sie schreiben und wie sie reden, die Harden und die Ludwig und auch der Thomas Mann, wenn er nicht gerade die Geschichte seiner Familie erzählt, sondern „Gedanken im Kriege" hat. Da

schiffen sie also herum, ängstlich und mit großer Vorsicht. Halt! Obacht! Eine Mine! Sie wird umschifft, aber da ist schon eine neue. Zu spät! Schon ging sie los: „Der letzte Soldat leistet heute mehr, als alle Schreibenden.“ Aber die Herren bleiben am Leben, sie schreiben und reden weiter, denn die Mine war nur eine Phrase. Sie werden es nicht erjagen, was sie nicht fühlen, aber sie werden auch nicht vermeiden, was sie sind und haben: die Phrase. In alle Ewigkeit nicht werden sie es verstehen, die, welche draußen sind und die Welt und die Form der Phrase mit sich tragen auf die Schlachtfelder als Reporter über Leichen und wieder ins Berliner Tageblatt und in die Zukunft — in alle Ewigkeit nicht werden sie es verstehen, die, welche draußen sind, daß der wahre Schriftsteller, wenn er bei sich ist und in seiner Sprache lebt, sich vor nichts weniger fürchtet und zu fürchten braucht, als vor der Phrase, denn die ist ewig draußen.

Herr Carl Hauptmann, „ein Bruder Gerhart Hauptmann's“, schreibt im Berliner Tageblatt Briefe an seine amerikanischen Freunde. „Bergsons Philosophie ist eine Unterhaltungsphilosophie, die sich der Esprit aus dem Aermel schüttelt . . . . . ein sehr elegantes, schillerndes Salonkleid. gut sitzend, um es vor gelangweilten, vornehmen Damen zu tragen. Meinetwegen ein schön drapierter Mantel, den der zeitgenössische Windhauch wie eine lockere Modesache hiehin und dorthin treibt. Bergsons Philosophie ist die Philosophie der ewig Relativen. Um Frankreich wirklich gerecht zu werden, müßten wir an die Blütezeiten seiner Bildung denken. Müßten wir uns an Männer wie Cartesius erinnern. Manch einer von ihnen warf

da in die Schöpfung unseres menschheitlichen Weltbildes mit elementarer Wucht einen Eckstein. Selbst der skeptischste aller Zweifler wie Montaigne modellierte mit seinen Zweifeln, als wären sie nur die Spachtel des Bildners, positiv gesehene Wesensgestalten menschlicher seelischer Beschaffenheit." Halt, halt, ehe man speien muß. Es geht doch nirgends so phantastisch zu wie im Feuilleton. In der Wirklichkeit wird ein Eckstein sorgfältig eingemauert und er steht geduldig an seinem Eck und wartet auf den Karren, der ihn anrempeln soll. Im Feuilleton des Herrn Carl Hauptmann aber fliegen die Ecksteine nur so umeinand, mit Wucht; aber solche Eckstein, wie Herr Carl Hauptmann, braucht eben heute das menschheitliche Weltbild und das modellierende Feuilleton, wo das fünfte Wagenrad auch schon eingeführt ist: die tun sich nichts. Um die Dummheit der andern zu entfesseln genügt oft ein kleines Wort, das klug oder töricht sein kann. Im Falle Bergsons war es gewiß ein törichtes. Aber wo ist hier ein Verhältnis von Ursache und Wirkung? Erst kam Gerhart Hauptmann und fügte sich selbst viel des Leids zu, indem er von Dingen sprach, die er nicht versteht, dann kam, um von den zahllosen anderen zu schweigen, um mich nur an das Berliner Tageblatt zu halten, dessen philosophischer Hausaffe und fragte grinsend: Wer ist Henri Bergson? Jetzt kommt einer, von dem noch niemals irgendwo ein Wort erschienen ist, ohne daß einleitend bemerkt war, daß der Verfasser ein Bruder Gerhart Hauptmanns sei. Wie ein Mann so etwas überhaupt aushält, ohne sich umzubringen oder ohne einen echten Eckstein herauszureißen und den Bruder zu erschla-

gen oder ohne wenigstens von nun an zu schweigen, das habe ich nie verstanden, das war für mich immer ein Rätsel. Aber solche Leute sind jetzt Führer des Geistes, nehmen den Mund voll Brei und der sinnlosesten Phrasen: „Bergsons Philosophie ist die Philosophie der ewig Relativen.“ Das ist doch wirklich nur noch trottelhaft, denn selbst der Mauthner hat doch wenigstens einen blassen Schein von Recht, einen leisesten Schimmer von Sachkenntnis für sich, wenn er im Gegenteil behauptet, daß Bergson das dem Menschen allein vergönnte Reich des Relativen verlasse, um mit dem Absoluten zu flunkern. Aber ob relativ oder absolut, beide Behauptungen gehen in das Berliner Tageblatt ein, denn alles ist ja nur Spaß, solange es bloß den Geist angeht und nicht das Geschäft und das Gewerb'; alles ist wurscht in jenem Freisinn, der ja nur die dem Sinn nach aequivalente Silbenumkehrung ist von: Sinnfrei.

Der Geh. Hofrat Prof. Dr Karl Lamprecht schreibt im Berliner Tageblatt über den Krieg der Völker:

„Aber neben dieser Bewegung weltbürgerlicher Art ... stand viel älter und steht noch heute bei weitem kräftiger eine andere: es ist die völkische ..... Wir haben jetzt das Merkwürdige erlebt, daß im Bereich der germanischen Kultur alles Volk in Zuneigung zur deutschen Sache zu finden ist ... in Luxemburg die germanische Grundlage ... abseits steht nur England, aber man beachte, von welchem nicht mehr rein germanischen, sondern vielmehr keltischen Geist, ... von diesem Standpunkt ergibt sich aber zu den Betrachtungen über das Germanentum in Europa ein höchst wichtiger Zusatz ... Be-

zeichnen wir die Völker, die in den Grenzen Europas heute mit ihren Sympathien zu uns stehen, kurzweg als Germanen, so macht sich darüber hinaus in dem amerikanischen Gefühl ein neuer Rassebegriff geltend, für den die Amerikaner in dem Wort Teutonismus ..."

Rasse, völkisch, germanisch, keltisch, teutonisch und Berliner Tageblatt, Auflage 230.000. Welcher Rasse gehört nun der Geist des Berliner Tageblatts an? Völkisch war dort vor dem Krieg nur unter Anführungszeichen zu finden und hatte den Geruch verschwitzter Jägerhemden; germanisch, da lächelte der Wolff und dachte an den Ring, an Bayreuth, an Richard Wagner und an Geyer; teutonisch, da grinste der Wolff wie sein Hausphilosoph und dachte an Herrn v. Oldenburg-Januschau. Und wer das Wort Rasse in den Mund nahm, war bereits ein Antisemit und voll gelben Neides auf das Gold des Berliner Tageblatt-Inseratenteils. Jetzt geht's anders, man schwärmt in jeder Nummer für blonde Haare und blaue Augen, und daß es immer auch anders geht, je nachdem, ist eigentlich die klare und eindeutige Definition des Geistes und der Rasse des Berliner Tageblatts. Vielleicht gehört das Berliner Tageblatt, wenn nicht der germanischen — das kann man sogar in dieser großen Zeit nicht gut sagen — so doch der künftigen teutonischen Rasse der amerikanischen Waffenlieferanten an. Was geht nicht alles in einen Saumagen und was geht nicht alles ins Berliner Tageblatt. Jedoch hört der Vergleich sofort auf, denn der Magen hat schon das schöpferische Prinzip des Scheidens und des Trennens, aber das Berliner Tageblatt ist und bleibt der geistige Komposthaufen, in dem alles verdirbt und nur die Diener der Fäulnis feine Unterschiede zwischen einem Feuilleton

von Emil Ludwig und einem von Hermann Bahr oder Lamprecht machen können. Germanisch, keltisch, teutonisch! Ein wirrer Traum sucht mich heim, fast ein Fastnachtstraum: „die Mosse und Wolff und Ullstein tragen die Kleider derer, die auf dem Lechfeld die Hunnen schlugen, die Europa, das germanische Europa, retteten, daß ein Luther, ein Goethe, ein Kierkegaard auftreten konnten; sie pflegen gerade der Siegesberatungen, sie beraten, wie man doch auch den Berliner Lokalanzeiger aufkaufen könne und in absehbarer Zeit auch das Kreuz der Kreuzzeitung. Und der Neffe, der Wolff, der Gebieter eines Millionenheeres von Lesern, als Teutone, blonde Perücke, blauäugig — nein, das ging nicht, der Wolff, er trägt — ach brennen mir die Augen im salzigen Wasser — er trägt auf seidenen Mantel gestickt das stolzeste Wahrzeichen des ältesten Turmes meiner Vaterstadt — banges, scheues, ehrfürchtiges Herzklopfen des Knaben, Glorie der Spiele und verwegener Träume —: den Löwen der Hohenstaufen. Da wird dem Heros eine Botschaft gebracht. Und er zieht sich zurück, Furchen in der erhabenen Herrscherstirne. Er korrigiert einen Artikel des Helden und Teutonen Sombart, er streicht daraus einen Satz, in dem behauptet wird, daß die russischen Bauern mehr Kultur besäßen als die städtischen Inserenten des Berliner Tageblatts. Der Heros streicht diesen Satz mit der Leidenschaft, welche den Hohenstaufen eigen ist und die auch vor Selbstvernichtung nicht zurückschreckt, er streicht den Satz, damit das teure Heer der Abonnenten — Leidenschaft der Selbstvernichtung — nicht von 230.000 auf 229.889 sinke, weil ein Gran Wahrheit in die Zeitung kam. Und die drinnen mauscheln — ach, wirrer Traum! — jubeln ihm Beifall zu, dem Sieger,

die drinnen, die Mosse, Ullstein in den Kleidern der Hunnenbesieger und Christentumsretter. Germanisch, keltisch, teutonisch". Ein Traum suchte mich heim, führte mich heim, Glorie verwegener Knabenträume.

Wie oft werde ich noch lesen müssen, daß Professor Eucken eine deutsche Rede hält, in der er sagt:

„Dem deutschen Wesen eignet der Zug zur Innerlichkeit, die in Meister Eckart nach dem Ansichsein der Seele sucht, in der Reformation Luthers den Menschen auf die eigene Seele stellt, auch im Katholizismus in den Formen die Symbole suchend . . ."

Aber was eignet nun dem Professor Eucken, bloß daß er immer dem gebildeten Publikum des Berliner Tageblatts sagt, daß dem deutschen Wesen der Zug zur Innerlichkeit eigne, die in Meister Eckart nach dem Ansichsein der Seele . . . und was eignet dem Publikum des Berliner Tageblatts, bloß daß es zuhört, wie der Professor Eucken sagt, daß dem deutschen Wesen der Zug zur Innerlichkeit eigne, die in Meister Eckart nach dem Ansichsein der Seele sucht . . . Und von all dem wird nur uns und nicht dem Professor Eucken übel?! Wer aber von dem Zuge zur Innerlichkeit anders als mit Innerlichkeit redet, der schmäht sie und beleidigt sie mehr, als einer, der von ihr gar nichts wissen will und ißt und trinkt und schläft. Punktum.

Wenn ein sachlich geschriebenes Buch erscheint: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan", dann bespricht es der Herr D. Friedrich Naumann M. d. R. im Berliner Tageblatt in dieser Sprache: „Der ganze Volkskörper wird als eine einzige essende Größe aufgefaßt im

Sinne des biblischen Wortes: Unser täglich Brot gib uns heute". Man staunt wieder einmal, wie lächerlich geistig verlottert doch eine theologische Fakultät sein muß, daß sie einen Mann, der so sinnlos vom Sinn eines biblischen Wortes redet, zum D. machen kann. „Der Käseverbrauch soll gesteigert werden. Es lebe das Käsebrot! Viel mehr Zucker verbrauchen! Weniger Butter, aber mehr Obstmuß! Aufheben aller benutzbaren Abfälle ... Von jetzt an beginnt eine Zeit der inneren Umdrehung in jeder Küche." Aber Herr D. Naumann sorgt zuvor noch für die innere Umdrehung des Magens. Das mag in Kriegszeiten vom Standpunkt der Volksernährung aus nicht ohne Vorteil sein. Man ißt weniger. Bedauerlich ist nur wieder, daß einem sogar der Appetit auf das lebende Käsebrot vergehen kann. Herr D. Naumann, die ins Maßlose auseinander fließende, aber gerade deshalb äußerlich wie innerlich typische Kolossalfigur der käsigen Mediokrität dieser Zeit, schreibt allzugern ins Berliner Tageblatt. Herr D. Naumann ist Führer des Volkes; hat er als solcher wirklich nichts anderes zu tun, als sachliche Bücher in die eklig ornamentierte Sprache des Feuilletons zu übersetzen? Herr D. Naumann schreibt allzugern ins Berliner Tageblatt. Er sieht also doch das Berliner Tageblatt. Warum erklärt uns der kolossale Führer des Volkes niemals, was z. B. die täglich erscheinenden 4 bis 12 Seiten voll Kriegsartikelinserate zu bedeuten haben. Wenn einer so für das Wohl der Volkswirtschaft besorgt ist, dann müßte er sich doch auch einmal dafür interessieren, durch wie viele und durch was für Hände seit Monaten alle jene Kriegsartikel hindurchgehen müssen, die doch nur die einzige Hand des Staates braucht und aus Steuern bezahlt, welche nicht

bloß aus den Taschen der Kriegslieferanten stammen. Und Herr D. Naumann könnte sich dann auch besinnen, mit Hilfe welcher dialektischen Ethik die lukrative Mithilfe des Mosse-Wolff-Blattes zu solchen höchst, höchst seltsamen Geschäften in die Auffassung des Volkskörpers als einziger essender Größe im Sinne des biblischen Wortes: ‚Unser täglich Brot gib uns heute' hineinzudenken ist. Und schließlich möge Herr D. Naumann mir schwer Begreifendem und doch, ach, so Wissensdurstigem sagen, ob der Sinn des biblischen Wortes: ‚Unser täglich Brot gib uns heute' oder irgend eines andern auch erfüllt ist in jenem Inserat, das im selben Berliner Tageblatt, wo sein Aufsatz erschien, zwar nicht vorne aber hinten, also im Hauptteil, stand und so lautete:

Für das in unserem Verlage erschienene nationale Gedenkblatt „Vaterunser 1914", Bild von K. A. Wilke, Gedicht von Dr. Mirko Jelusich, suchen wir Vertreter, Großisten und Wiederverkäufer in allen großen und kleinen Plätzen Deutschlands. Der Alleinvertrieb wird für einzelne Bezirke unter günstigsten Bedingungen vergeben; der Vertrieb bietet bei energischer Tätigkeit eine Verdienstmöglichkeit von

M. 3000.— monatlich.

Die „Schlesische Zeitung" schreibt über das Gedenkblatt:

Ein Gedicht „Vaterunser 1914" von Dr. Mirko Jelusich, bei dem die einzelnen Bitten des Vaterunsers in ein inniges und wuchtiges Kriegsgebet verwoben sind, ist in Verbindung mit der farbigen Wiedergabe eines Gemäldes von K. A. Wilke, das zwei betende Krieger darstellt, von der Verlagsanstalt Vaterland G. m. b. H. in Berlin als Kunstblatt herausgegeben worden. Das Gedicht ist in alter gotischer Schrift unter Heraushebung der einzelnen Bitten durch rote Lettern gedruckt, sodaß es auch im farbigen Eindruck mit dem Bilde zusammenstimmt. Das schöne Blatt ist in verschiedenen Ausstattungen erhältlich.

Ein Probeexemplar wird gegen Einsendung von M. 1·50 geliefert.— Weitere äußerst zugkräftige nationale Kunstblätter erscheinen demnächst in unserem Verlage.

Berlin W. 62
Kurfürstenstr. 107

Verlagsanstalt Vaterland
G. m. b. H.

Wüßte man nicht und wäre deſſen nicht in unerſchütterlichem Glauben gewiß, daß man auch in einem Fünfmillionenheer, und ſelbſt wenn Tauſende und Zehntauſende auf einmal fallen, nicht en masse ſtirbt, ſondern als Einzelner, daß Bedeutung und Schickſal des Einzelnen weit in Unendlichkeiten und in Ewigkeit hinausgehen über Schickſal und Bedeutung einer verfaulten und blutbeſpritzten europäiſchen Politik, die mit kindiſchem Dünkel und tieriſchem Ernſt doch nicht weiß, wo der Ernſt liegt, — wüßte man das nicht, dann könnte man freilich allein ſchon über die Vorſtellung verzweifeln, daß die draußen vielleicht nur für ein Vaterland G. m. b. H. fallen.

Daß Richard Dehmel als 50jähriger in den Krieg zieht, iſt ſchön, erfreulich auch deshalb, weil er wenigſtens die ſelbſtverſtändliche Forderung erfüllt, die doch an jeden zu ſtellen iſt, der ſich in ſämtlichen Zeitungen der ganzen Nation und Europa anmeldete, daß er in den Krieg ziehe, — die ſelbſtverſtändliche Forderung, daß er nun auch wirklich in den Krieg ziehe, eine Forderung, der aber eine ganze Reihe von Dichtern und Denkern, mit einem dem vorhergehenden Lärm an Intenſität entſprechenden Schweigen — in dieſem einen Punkte nur, wohlverſtanden, denn ſonſt gröhlen ſie wahrlich, daß uns die Ohren gellen — nicht genügten; ich will heute nur den Herrn Ganghofer nennen, den Liebling des deutſchen Leſepublikums in Friedenszeiten, alſo: ſentimental und ein bischen geil, roſenapfelbackig, ſtierſtirnig und ſchafbocklockig, der anſtatt, wie überall plakatiert, gegen die Ruſſen zu ziehen, jeden Tag Gedichte macht, deren jedes einzelne eine nicht wieder gut zu machende Niederlage der deutſchen Literatur iſt, der aus dem

Hauptquartier Berichte schickt, bei deren Lektüre man sich unwillkürlich zurückbeugt aus Angst, so eine Spalte Pathos könnte platzen und wir hätten die ganze Bescherung im Gesicht: Münchner Wurstbrühe — Gschwollene — mit Tropfbier, alten Rettichschwänzen und Resten von Bierfilzen. Daß Richard Dehmel, bevor er in den Krieg zieht, einen Brief an seine Kinder schreibt, nun: darin wird er sich mit vielen Vätern finden. Bis dahin verstehe ich alles. Aber daß Richard Dehmel den Brief an seine Kinder als Feuilleton des Berliner Tageblatts veröffentlicht, oder soll man sagen: ein Feuilleton des Berliner Tageblatts als Abschiedsbrief an seine Kinder schickt — das verstehe ich nicht mehr. Oder ist auch dies vielleicht nur ein Ausfluß der ganzen Schwäche dieses Dichters, der niemals rein ein Geistiges sah, nie vom Krampfe ganz sich lösen konnte, nie im Lärm die Stille fand, in der Wirrnis nie ein klares Auge war! Der hielt wohl zuzeiten schon eine Muskelkontraktion für ein Gedicht. Ein Irrtum! Und die Brunst ist ja nicht von Richard Dehmel erfunden worden, nur die in der Brunst zur Hälfte stecken gebliebene Lyrik ist von ihm. Ich schmähe nicht den Wurm, aus dem ein Pfauenauge wird, doch muß der Schmetterling ganz heraus, damit er unser Aug' erfreue.

Herr Professor Hermann Cohen definierte das „Eigentümliche des deutschen Geistes": „Deutsch ist die Verbindung von Rationalismus und Idealismus, alles andere ist Ausländerei". Hallo, wenn ich nun aber nicht mag, wenn ich dieser Definition nicht genüge, treibe ich dann Ausländerei, bin ich ausgestoßen aus dem Volk meiner Väter?! Was ist da zu machen, wenn der Herr Pro-

fessor so sagt. Ich habe nicht Teil an dem Marburger Rationalismus. Ich lehne dankend ab. Dagegen steht wohl der Rationalismus der Firma Mosse fest, höchstens der Ullstein dürfte einen noch rationelleren Betrieb haben, und der Wolff ergänzt das allzueinseitige Rationalistische des Inseratenteils und bringt den Idealismus hinzu, indem er behauptet, daß er die Hände fromm falte, wenn der Kaiser ins Feld zieht, und daß ihm das Herz weh tue, wenn die Kathedrale von Reims beschossen wird — und so haben wir schließlich wohl den deutschen Geist am besten im Berliner Tageblatt verkörpert, weshalb Herr Professor Cohen auch zuweilen ein Feuilleton dafür schreibt. Professor Hermann Cohen hat ein dickes System der Ethik geschrieben, dazu bin ich nicht imstande, aber ich weiß mit Evidenz, daß es unter Umständen — im Fall einer Kollision — ethischer ist, kein Feuilleton für das Berliner Tageblatt als ein System der Ethik, und wäre es das vollkommenste, zu schreiben. Das weiß ich mit Evidenz und verfechte es gegen eine Legion von Geheimräten. Vielleicht nimmt der Herr Professor diese Erkenntnis noch in einen Paragraphen oder als illustrierende Anmerkung zu einem Paragraphen seines Systems auf. Oder kommt vielleicht später ein schlauer Privatdozent daher und erklärt mir bereits professoral und echt sombartisch, daß ein Unterschied sei zwischen der Wissenschaft der Ethik und ethischem Handeln. Nun ja, ist es denn aber überhaupt möglich, diesen Unterschied *nicht* zu sehen. Dann weiß ich eben, daß es heute Wissenschaften gibt, die zu jenen unnützen Worten gehören, für die man Rechenschaft ablegen soll. „In der Dichtung des Dramas haben die Deutschen vielleicht nicht den höchsten Gipfel erreicht.“ Vielleicht, vielleicht. Das kann jeder sagen. Ich will es genau in

dieſer großen Zeit wiſſen. Haben ſie, haben ſie nicht? „Aber das Eigentümliche der deutſchen Poeſie liegt in der Lyrik“. Herr Profeſſor Cohen hat nicht bloß ein Syſtem der Ethik, ſondern auch ein noch dickeres der Logik geſchrieben. Aber es iſt eine der gangbarſten Erfahrungen — und in dieſem Krieg konnte ein Trottel ſie machen — daß die Logiker innerhalb ihres Syſtems und in den Hörſälen infiniteſimale Schrittchen machen, um ja nicht zu irren, — auf einem Irrweg — ſobald ſie aber ins Leben treten die mutwilligſten Kapriolen ſchlagen, Purzelbäume machen und auf die Naſe fallen. Wie lautet der Oberſatz? Deutſch iſt die Verbindung von Rationalismus und Idealismus. Nun kommt ein Unterſatz, „das Eigentümliche der deutſchen Poeſie liegt in der Lyrik“. Daraus iſt zu folgern — modus Datisi: die Lyrik iſt eine Verbindung von Rationalismus und Idealismus. Oh, thou sweet poetry! „Sehnſucht als Grundgefühl der Liebe, das iſt es, was die deutſche und namentlich Goethes Lyrik ausmacht“. Das iſt nun eine neue Beſtimmung. Wenn die Sehnſucht das Grundgefühl der Liebe iſt, und — wohlgemerkt — beide zuſammen eine Verbindung von Rationalismus und Idealismus, ſonſt wären ſie ja Ausländerei, — ich treibe nur Logik, — wenn die Liebe nicht ſich ſelber genügt, dann waren alle die Liebenden und vor allem Goethe betrogen, die meinten, daß die Liebe alles ſei und nichts mehr bedürfe, und Chriſtus war ein Narr, da er lehrte, daß Gott die Liebe ſei, denn die Liebe iſt nicht das letzte und hat zum Grundgefühl die Sehnſucht, ſagt der Herr Profeſſor. So iſt Gott die Sehnſucht, wahrſcheinlich die Sehnſucht nach dem collegium logicum bei Profeſſor Cohen. „Allein die Wahrhaftigkeit, das Eigentümliche des deutſchen Geiſtes, wird

uns nicht vererbt. Wir müssen arbeiten und kämpfen, um dieses Gut nicht zu verlieren. Nur so können wir, wie Faust's letzte Worte lauten: ‚Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.' Das ist nicht einmal philologisch exakt. Faust hat noch ein paar Worte dazu gesagt, ehe er starb. Aber auch die sind nicht seine letzten Worte. Ich lasse es mir nicht nehmen, daß die letzten Worte des Chorus mysticus auch Faust's, auch Goethes letzte Worte und also Gott sei Dank keine politischen sind. Davon will die reine Logik freilich nichts wissen. Mit dem Tiefbauingenieur Faust kann sie sich zur Not noch verständigen, aber wenn einer von Erlösung, Gnade, Fürbitte Gretchens und solchen vieldeutig irrationalen Vorgängen redet, dann graust's der Logik in Marburg, wo die Mühlen leer klappern, denn es ist kein Korn da, und brächte einer Korn, es zerrisse nur ihre Mühlen. Ich hab' etwas auf dem Herzen, bei dieser Gelegenheit kann es heraus. Ich muß es endlich einmal sagen: dem Liberalismus, dem Rationalismus, dem Monismus, auch dem korrelativen, die doch sonst wahrlich mit Goethe den grauenvollsten Unfug treiben, ist der Schluß des Faust im tiefsten Grunde verhaßt. Hier sind sie doch alle einig, alle die, welche zusammengehören, wiewohl sie hie und da die Welt noch mehr verwirren, indem sie kindisch gegen einander polemisieren, etwa der Kerr gegen den Harden, der Sänger gegen den Sombart: es gibt doch wirklich nichts Ueberflüssigeres. Die stilleren, besseren, die Professoren wie Cohen werden verlegen, die Schreier kriegen die Gichter und der Abschaum wird frech. Zum Teufel, heißt das ein deutscher Mann sein — sagt der Harden — der am Schluß seiner Laufbahn zu Gott flüchtet, zum Heiligen, statt in die Zukunft oder — sagt der Wolff oder der p. s. — potz

Schlendrian, in den Fortschritt des Berliner Tageblatts. Nur der Mauthner grinst verstehend: „Kunststück! Poet halt, mache mer auch!“ und läßt Helden und Genius mauscheln im Himmel. Wenn der Geist des Berliner Tageblatts nach diesem Kriege siegt, — und er wird siegen! — wird er in spätestens 150 Jahren einen philologischen Heros erzeugt haben, der natürlich Meyer heißt und der nachweisen wird, daß der Schluß des Faust apokryph ist, untergeschoben von einem der Dunkelmänner, die noch im Anfang des 20. Jahrhunderts, ausgestoßen aus dem Geschlecht, von Professor Cohen der Ausländerei bezichtigt, ein schmählich-klägliches Dasein führten.

Man kann jetzt mancherlei im Kino sehen, z. B. die Beerdigung gefallener Krieger. Es geht alles ordnungsmäßig von statten. Die Lippen des Geistlichen bewegen sich, er hält also die Rede; dann wirft er drei Handvoll Erde in das Grab. Und jeder der rings herumstehenden Soldaten tritt näher und wirft auch eine Handvoll Erde ins Grab. Alles geht ordnungsmäßig von statten. Keiner hebt einen Stein auf, um ihn auf den Kerl zu werfen, der da kurbelt. Die Krieger nahmen die Segnungen des Friedens mit in den Krieg, so werden sie nicht erstaunt sein, wenn sie wieder zurückkommen, und alles in üppigem Wachstum wieder finden. Und doch wird dieser Film sofort zu einer hochanständigen Vorführung, ja fast zu einem Gottesdienst, wenn man jenen gesehen hat, der die letzten Minuten eines Spions vor der Vollstreckung des Urteils darstellt. Ist auf Gottes weiter Erde solches möglich? Jawohl, in einem einzigen Land, und der Photograph behauptete sogar, daß der Film mit Erlaubnis des k. k. Kriegsministeriums aufge-

nommen worden sei. — Es war ein langer Weg, den der Spion zum Galgen gehen mußte, an vielen kahlen Häusermauern vorbei und durch dunkle Höfe. Ein junger Offizier zündete sich eine Zigarette an. Neben dem Spion, der zum Galgen ging, schritt mit kleinen Schritten der Pfarrer, der Vertreter Christi auf Erden, im Ornat, ein römischer Pfarrer. Und er hatte ein zufriedenes Gesicht, wie einer, der eben von der Mahlzeit kommt. Als sie aber nur noch wenige Schritte vom Galgen entfernt waren, da gebot ihnen der Kinooperateur Halt. Und sie hielten. Und der Spion, der in der nächsten Minute die weite Erde nicht mehr sehen sollte, mußte sich vor den Apparat eines Photographen stellen. Und er sah in den Apparat — er sah in den Saal auf alle die Menschen und auch auf mich, und zuweilen im Traum noch sehe ich seinen Blick. Aber auch alle die andern sahen in den Apparat. Und auch der Pfarrer, der neben dem Spion stand, der Vertreter Christi auf Erden, im Ornat, ein römischer Pfarrer, *sah in den Apparat*. Doch muß ich zur Ehre des Publikums sagen, daß ich nicht der einzige war, den das Grauen das Herz frieren ließ. Neben und über meinem eigenen spürte ich das Grauen des ganzen Saales. Was aber und wie viel muß einem Kinopublikum geboten werden, damit es den Atem anhält und starr wird vor Entsetzen. Aber es wird geboten. Alle die Menschen, die den Film sahen, ahnten, wenn auch noch so dunkel und verworren, wenn auch nur eine einzige, sofort vergessene, nicht fortwirkende Minute lang, daß hier jenseits des wirklichen Vorganges, der sich irgendwo in Galizien abgespielt hatte, durch seine photographische Aufnahme und Vorführung eine Abscheulichkeit, eine Ruchlosigkeit ohnegleichen begangen wurde.

Berichtigung.

In den Versen von Rainer Maria Rilke auf Seite 60 ist in der 12. Zeile v. o. statt „Und wir sind nicht wert“ richtig zu lesen: „Und wir sinds nicht wert“.

GEORG TRAKL

†

Nach dem Tode des Dichters erschien:

SEBASTIAN IM TRAUM

Geheftet M 3.— Gebunden M. 4.50

* * *

Früher erschienen:

GEDICHTE

Geheftet M. 1.60 Gebunden M. 2.50

* * *

KURT WOLFF VERLAG / LEIPZIG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

herausgegeben und geleitet von **Ludwig von Ficker** / erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September Jährlich 20 Hefte K 8.— (Mk. 7.—). Einzelhefte 50 hl (45 Pfg.)

Karl Kraus in der „Fackel": ... Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

*

TIROLS KORYPHÄEN

Karikaturen von **Max Esterle.** — Preis K 1.80 (Mk. 1.50)

*

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

von

Carl Dallago / Ludwig v. Ficker / Karl Borromäus Heinrich

Brosch. K 1.20 (Mk. 1.—)

*

SCHRIFTEN VON SÖREN KIERKEGAARD

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von
THEODOR HAECKER

DER PFAHL IM FLEISCH

Mit einem Vorwort von **Theodor Haecker**

Brosch K 1.20 (Mk. 1.—)

*

KRITIK DER GEGENWART

Mit einem Nachwort von **Theodor Haecker**

Brosch. K 1.20 (Mk. 1.—)

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SCHRIFTEN VON CARL DALLAGO

PHILISTER
Essay
Brosch. 80 hl (75 Pfg.)

*

OTTO WEININGER UND SEIN WERK
Studie
Brosch. K 1.— (85 Pfg.)

*

UEBER EINE SCHRIFT „SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT"
Brosch. K 1.20 (Mk. 1.—)

*

DIE BÖSE SIEBEN
Essays
Brosch. K 3.60 (Mk. 3.—), geb. K 4.80 (Mk. 4.—)

*

In Vorbereitung:
DER GROSSE UNWISSENDE
Eine Lebensführung

*

DER CHRIST KIERKEGAARD'S
Studie

THEODOR HAECKER

Sören Kierkegaard
und die
Philosophie der Innerlichkeit

Preis M. 2.—

I. F. SCHREIBER VERLAG / MÜNCHEN

DIE FACKEL
HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Während des Krieges erschienen folgende Hefte:

Nr. 404. In dieser großen Zeit.

Nr. 405. Vorlesungen / Worte von Jean Paul, Schopenhauer und Bismarck / Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit.

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN, III., Hintere Zollamtsstraße 3